

DENKEN + GLAUBEN

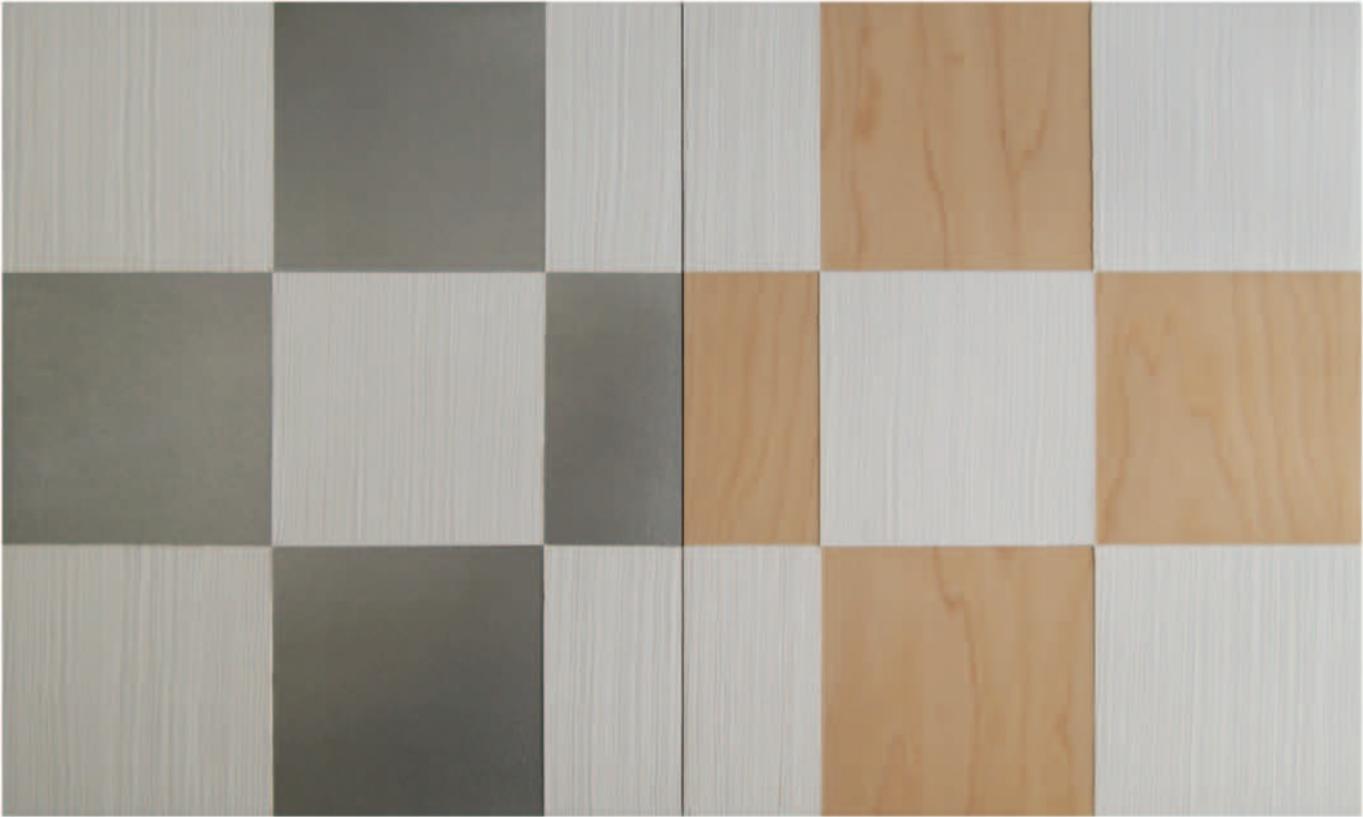
Nr. 173 Herbst 2014

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



GRENZEN



Keiko Sadakane, I-Verkündigung, Aluminium, Holz, Gesso, 2000. QL-Sammlung, Graz
Foto: Kölbl

Grenz-Irritationen

In der Werkserie ICHIMATSU legt die japanische Künstlerin Keiko Sadakane ein Schachbrettmuster über Bildgründe aus verschiedenen Materialien. Es ist das Muster der Hose der Ichimatsu Sanogawa, einer Schauspieler-Tradition aus der Zeit des Shogun Yoshimune Tokugawa. In Japan ist es überaus populär und findet sich etwa auch in Ruhezonen von Gebäuden wie im Teehaus des Katsura-Palastes in Kyoto. Durch die Überlagerung der beiden quadratischen Bildflächen aus Aluminium und Holz verschwimmt deren Grenze, die der Bildtitel „Verkündigung“ als eine zwischen Irdischem und Überirdischem, Maria und dem Erzengel Gabriel interpretierbar macht.

Die Ausstellung „Perspektive“ von Keiko Sadakane in der QL-Galerie wird am 25. SEP um 19:00 eröffnet.

Editorial

GRENZEN

Grenzen (2)

Ein Kommentar
von Roberta Maierhofer

Hoffnung im postoptimischen Zeitalter (3)

Von Tomáš Halík

Zum Frieden gehen ... zufrieden gehen (5)

Von Martina Linzer

Die katholische Kirche und der Erste Weltkrieg (7)

Martin Lätzel im Interview mit
Florian Traussnig und Peter Rosegger

GRENZENlos in einem Wiener Grätzel (10)

Von Florian Traussnig

Literarische Grenzgebiete (12)

Von Jennifer Brunner

Grenze, Perspektive und Hoffnung im Bild (14)

Keiko Sadakane im Gespräch
mit Alois Kölbl

Freiheiten und Grenzen im Internet (16)

Von David Schellander

VUCA – Grenzen und Herausforderungen im Management (19)

Von Andrea Reisinger-König
und Wolfgang Granigg

„Das, was uns verbindet, ist viel stärker als das, was uns trennt“ (22)

Von Florian Mittl

Zur Reise von Papst Franziskus ins Hl. Land (24)

Von Wolfgang Sotill

Paul VI., die Pillenzyklika und sein Erbe für die Kirche (26)

Von Bruno Almer

Jenseits von Gut und Böse (27)

Von Harald Koberg

KHG - AKTUELL (28)



„Die Grenze ist der eigentlich fruchtbare Ort der Erkenntnis“

Paul Tillich (1930)

„Haus“ nennt das KünstlerInnenduo *zweintopf* (Eva Pichler u. Gerhard Pichler) seine Installation aus einem kilometerlangen Stück Breitband-Elektrozaun, der in einem winterlichen Waldstück ein rechteckiges Feld ausgrenzt; ein assoziationsreiches Bild am Cover zum Thema dieses Heftes und des QL-Jahresschwerpunktes: Grenzen bestimmen ganz selbstverständlich unser persönliches und gesellschaftliches Leben, wir brauchen sie offensichtlich um uns verorten und beheimaten zu können, gleichzeitig bergen sie aber hohes Gefahrenpotenzial. Darauf verweisen auch die anderen Werke des mit dem diözesanen Kunstpreis ausgezeichneten Duos in der Bebilderung dieser Ausgabe von D+G.

Der evangelische Philosoph und Theologe Paul Tillich hat sein denkerisches Lebenswerk unter dem Titel „Auf der Grenze“ zusammengefasst. Bereits 1933 – noch vor jüdischen KollegInnen – musste er wegen seiner kritischen Haltung zum Nationalsozialismus seinen Lehrstuhl an der Frankfurter Universität verlassen und in die Vereinigten Staaten von Amerika emigrieren. In einer Sprache, die er erst erlernen musste, hat er sein theologisches Denksystem, das zu einem der einflussreichsten des 20. Jahrhunderts werden sollte, neu formuliert und weiterentwickelt. Es war nicht nur die Gratwanderung zwischen Theologie und Philosophie, die Tillich als für sich fruchtbar empfand, sondern auch die Grenzüberschreitung in eine neue Denkkultur, deren Einfluss bei der Rückübersetzung früher deutscher Schriften aus dem Amerikanischen deutlich wurde. Grenze ist für Tillich etwas Dynamisches, das neue Horizonte eröffnet: „*Das Dasein auf der Grenze, die Grenzsituation, ist voller Spannung und Bewegung. Sie ist in Wirklichkeit kein Stehen, sondern ein Überschreiten und Zurückkehren, ein Zurückkehren, ein Wieder-Zurückkehren und Wieder-Überschreiten, ein Hin und Her, dessen Ziel es ist, ein Drittes jenseits der begrenzten Gebiete zu schaffen, etwas, auf dem man für eine Zeit stehen kann, ohne in einem festen Begrenzten eingeschlossen zu sein*“, sagte er in seiner Rede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1962 in Frankfurt.

Eine Grenz-Erfahrung ganz eigener Art beschreibt der tschechische Soziologe Tomáš Halík als persönlichen biographischen Knotenpunkt: 1968 ging er mit der Asche seines Studienkollegen Jan Palach, der sich nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ auf dem Prager Wenzelsplatz mit Benzin übergossen und selbst angezündet hatte, zur Trauerfeier in der St. Thomas-Kirche auf der anderen Moldauseite. Palach hatte in seinem Abschiedsbrief dazu aufgefordert, dass auch andere aus Protest so brennen mögen wie er. Beim Gang über die Karlsbrücke – so erzählt Halík – hat er sich entschlossen auf andere Weise zu brennen. Seine Entscheidung, Theologie zu studieren und sich zum Geheimpriester weihen zu lassen, war wesentlich von dieser Erfahrung beeinflusst. Seine Ausführungen über Hoffnung in einer postoptimistischen Zeit in dieser Ausgabe unserer Zeitschrift bekommen auf diesem biographischen Hintergrund eine besondere Färbung.

Eine spannende Lektüre und einen guten Semesterbeginn wünscht

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Grenzen

Kommentar

Von Roberta Maierhofer

Mauern werden gebaut und Grenzen werden zunächst festgelegt und dann geographisch, kartographisch und real, früher in Form von Grenzbalken, Wachhäusern, später in großen Grenzstationen, wo nicht nur Pässe kontrolliert wurden, sondern oft auch Devisen eingetauscht werden konnten, umgesetzt. Das Überqueren von Grenzen ist – je nach Ausgangslage – beunruhigend, furchteinflößend, (lebens)gefährlich, aber auch manchmal lästig, umständlich, spannend und aufregend. Wenn dann nach kritischem Blick in das Auto der Pass gestempelt wurde, war das erleichternd und oft befriedigend. Enttäuschungen gab es manchmal, wenn der Grenzbeamte sich entschloss, das Auto durchzuwinken und man unter Umständen diesen heiß ersehnten Stempel, der als Beweis galt, dass man das Exotische, Unbekannte, Fremde kennengelernt hatte, nicht vorweisen konnte. Der kritische Blick des Grenzbeamten, der zunächst den Pass, dann die Person vor sich musterte, ist ja als Identitätsfeststellung zu werten. Auch war manchmal die Erleichterung, diese Grenzüberschreitung erfolgreich bewältigt zu haben, nur eine Täuschung, wenn klar wurde, dass Zugriffe auf Personen auch nach der Grenze noch möglich sind.

Grenzstreitigkeiten können Auseinandersetzungen von Personen oder Staaten sein, wo wir in beiden Fällen von Nachbarn sprechen. Auch wenn wir nun meist Negatives mit Grenzen verbinden, sollte man auch an die Frage der Funktionalität von Grenzen denken. Grenzen werden konstruiert, dann festgelegt und auch materiell errichtet, um Klarheiten zu schaffen. Grenzverschiebungen sind in den wenigsten Fällen als positive, konstruktive Annahme veränderter politischer, kultureller, nationaler Gegebenheiten erfolgt. Grenzverschiebungen sind erster Anlass zum Krieg und Grenzfeststellungen geschehen zumeist, um wieder Frieden zu finden und am Beginn von Friedenszeiten. Grenzziehungen sind daher politisch-pragmatische Zufälligkeiten, die an sich keinerlei Aufschluss über die Personen geben, die innerhalb dieser Grenzen leben.

Wir sollten uns daher eher die Frage stellen, warum wir diese Grenzen – im Nationalen, Regionalen und Lokalen – so sehr als Mittel zur Identitätsfeststellung belasten. Warum nehmen wir automatisch an, dass innerhalb bestimmter Grenzen Geborene uns näher stehen und diejenigen, die außerhalb dieser Grenzen zur Welt gekommen sind, mit uns weniger gemeinsam haben? Gehen wir doch davon aus, dass diesen Grenzen zwar Bedeutung zukommt, aber nicht die Bedeutung, mit der sie – vor allem im Nationalen – aufgeladen wird.

Wenn wir von Grenzen im Kopf sprechen, die wir abbauen müssen, geht es eigentlich um etwas Anderes. Es geht um Aufbau von Wissen, dass unser Leben, unsere Identität vielfältig und durch Differenz geprägt ist, dass Ambiguität und Ambivalenz als Möglichkeit zur Gestaltung unseres Lebens und als Bereicherung unserer Identität zu werten sind, als Öffnung im Kreativen, Abstrakten und Gedanklichen. Diese Identität ist konstruiert und wird durch ein nationales Narrativ nur scheinbar grenzbestimmend konstituiert.

Nationale Grenzen trennen uns nicht, aber gleichzeitig sind es materielle Realitäten, die unseren Kontext bestimmen. Es macht einen (oft) erheblichen Unterschied, welchen Pass ich besitze, etwa welche Rechte und Pflichten damit einhergehen, von Steuerpflicht, zur Wehrdienstpflicht, zur Frage, wo ich mich mit welchem Pass ungehindert aufhalten kann. Staatenlose sind etwa besonders davon betroffen, wenn die Rechte und Pflichten gegenüber ihrem Aufenthaltsort jedes Mal von neuem verhandelt werden müssen. Wir konstruieren unsere Identität auch durch den lokalen, regionalen, nationalen Kontext, aber dieser Kontext bestimmt nur insoweit uns selbst, als dass dieser uns einen Ausdruck unserer Identität erlaubt.



Foto: Furgler

Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ
Roberta Maierhofer,
Professorin der (Inter)
Amerikanistik und Leiterin
des Zentrums für Inter-
Amerikanische Studien (C.IAS)
der Universität Graz. *Adjunct
Associate Professor* an der
State University of New York
at Binghamton/USA. Von
1999 bis 2011 Vizerektorin für
Internationale Beziehungen
der Universität Graz.

Hoffnung im postoptimistischen Zeitalter

Große Worte wie „Gott“ oder „ewiges Leben“ bezeichnen Wirklichkeiten, von denen wir nicht einfach aussagen können, ob sie *existieren* oder *nicht*, weil sie *nicht* auf jene Weise evident *sind*, wie dies innerweltliche Dinge *sind*.

Von Von Tomáš Halík



zweiotopf, Rauschen, Elektrozaunbreitband als Fastentuch, Installation in der Pfarrkirche Graz-St. Andrä, 2013. Courtesy zweiotopf
Zwei Pfeiler in der Grazer St. Andräkirche wurden beginnend am Aschermittwoch mit dem Fortschreiten der Fastenzeit in mehreren Etappen mittels weißen Elektrozaunbands miteinander verwoben.

Man kann über sie aber *im Modus der Hoffnung* sprechen: dass es sie *geben kann*, dass sie an uns nicht wie eine „Gegebenheit“ oder eine „Notwendigkeit“ herantreten, sondern als Möglichkeit, als Angebot, als Einladung und Herausforderung. Sie treten an uns heran als Zeichen dafür, dass die Wirklichkeit der Welt und unseres Lebens geöffnet ist, – und diesen Charakter von ihnen erleben nur diejenigen, die selbst „offen“ sind. Nur diejenigen sind Menschen der Hoffnung, die nicht mit der Welt, wie sie heute ist, konform gehen.

Wenn ein Atheist sagt „Gott gibt es nicht“, Gott gibt es *hier* nicht (there is no God), kann ich ihm zustimmen, mit einem einzigen großen Vorbehalt: ihn gibt es *noch nicht* hier. Ihn gibt es nicht *hier*, wie es die Zukunft nicht gibt – jedoch gibt es ihn hier bereits auf die Weise, wie es unsere Zukunft schon „gibt“: wir sehen sie nicht, wir kennen

sie nicht, wir führen über sie nicht Regie. Trotzdem sind wir existenziell auf sie angewiesen (ohne Zukunft zu sein bedeutet eigentlich, nicht mehr zu sein, tot zu sein), und zumindest unterbewusst rechnen wir immer mit ihr und beziehen uns ständig auf sie: mit unserer Hoffnung oder unseren Ängsten, Wünschen, Plänen und Sorgen, mit unserer Leidenschaft oder Angst. Die Hoffnung, die auf die Zukunft gerichtet ist, welche ihre eigenste Umgebung ist, ihre „Biosphäre“, befreit uns von der Last der Vergangenheit – auch die Vergebung von Schuld ist ein Akt der Hoffnung, ein Geschenk und eine Eröffnung der Hoffnung –, und die Hoffnung befreit uns auch vom Erschrecken und von der Trauer über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des gegenwärtigen Augenblicks.

Die Ewigkeit, die Biosphäre Gottes, umfasst und übersteigt gleichzeitig alle Dimensionen der Zeit, sie ist *für uns*

hier jedoch jetzt vor allem als Zukunft, als Möglichkeit, als Zusage, als Hoffnung gegenwärtig. Gott und seine Ewigkeit sind hier noch nicht in jener Fülle und Deutlichkeit offenbar, die jeden dazu *zwingen* würde, Gott anzuerkennen und zu respektieren; seine Anwesenheit in unserem Leben ist jetzt auf den Raum angewiesen, den ihm unsere Freiheit mit dem Glauben und mit der Hoffnung eröffnet. Theologen, die sich auf die klassische Metaphysik stützen, wenden an dieser Stelle ein, dass Gott von Ewigkeit her als Basis allen Seins hier gegenwärtig ist, dass er auch in seiner Schöpfung und in seinem Wort da ist, das in der Fülle der Zeiten in der Menschwerdung Jesu von Nazaret in die Geschichte eingegangen ist, dass er in den Sakramenten der Kirche hier ist u.ä.; in allen diesen Weisen seiner Anwesenheit bleibt Gott jedoch ein Gott, der so geheimnisvoll und verborgen ist, dass die Aussage Pascals weiterhin gilt: „Es gibt genug Licht für diejenigen, die sich aus der ganzen Seele wünschen, Gott zu sehen, und genug Dunkelheit für diejenigen, die den entgegengesetzten Wunsch haben.“ Gott hat einen Raum für den Zweifel gelassen, damit der Glaube seine Würde als freier Akt und als ein mutiger Schritt hin zum Reich des Geheimnisses nicht verliert.

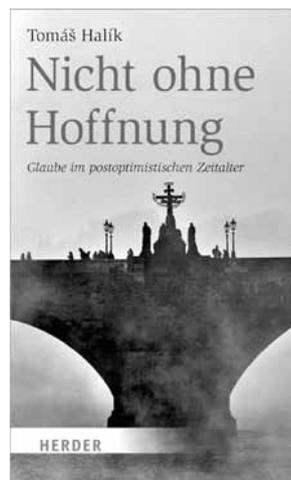
Seit Jahren habe ich darüber gesprochen und geschrieben, dass der Glaube, damit er ein lebendiger Glaube bleibt, den Zweifel als seinen ständigen korrigierenden Gefährten braucht; genauso wie das Zweifeln wiederum den Glauben braucht, damit es nicht in die Sümpfe einer verbitterten absoluten Skepsis führt. Dass sich Glaube und Hoffnung auf gleiche Weise gegenseitig begleiten und korrigieren sollten, halte ich heute für ähnlich wichtig, wenn nicht sogar für noch wichtiger. Wenn der Glaube vergessen würde, dass sein Gegenstand in der Wolke des Geheimnisses verharrt, in die nur die Hoffnung eintreten darf, könnte er zur Ideologie werden, zu einem Verkäufer von „Sicherheiten“; und wenn die Hoffnung sich vom Glauben lösen würde, drohte ihr, dass sie vom Wind des Träumens, der Illusionen und der Wünsche fortgetragen würde.

Der Glaube und die Hoffnung sollten immer zusammen gehen, wie die Apostel Petrus und Johannes am Ostermorgen zusammen zum leeren Grab gelaufen sind; die Hoffnung lässt vielleicht dem Glauben den Vortritt, damit er hineinschaue und sage, was er sieht. Die Hoffnung jedoch – erinnern wir uns –, läuft schneller und ist als Erste am Ziel. Es gibt Momente, in denen der Glaube schwerfällig ist, wie es sicher in jener Nacht nach dem Karfreitag der Fall war, doch wie damals wird er von der Hoffnung vorangetrieben, die ihm den Weg weist.

Gerade deshalb ist es so wichtig, die Hoffnung wie eine kleine Flamme im Sturm zu pflegen, zu behüten und zu schützen, vor der Versuchung der Hoffnungslosigkeit, gleichzeitig aber auch vor ihrer Verderbnis, vor ihrer Verfälschung, vor dem, was ein falscher Ersatz für sie wäre: die Illusion, die Projektion unserer Wünsche, utopische

Versprechungen oder ein naiver Optimismus, wie es zum Beispiel die neuzeitliche Ideologie der Verheißung eines unbegrenzten Fortschritts darstellte.

Die langwierige Krise des Christentums ist vor allem eine Krise der christlichen Hoffnung, schrieb Benedikt XVI. in seiner Enzyklika „Spe salvi“. Auch ich bin beunruhigt, dass die christlichen Worte von der Hoffnung in unserer Welt ihre Glaubwürdigkeit verloren haben. Und das um so mehr, weil ich tief davon überzeugt bin, dass die großen Geheimnisse aus der Schatztruhe des biblischen Glaubens vor allem deshalb für so viele Menschen heutzutage unzugänglich bleiben, weil man sie nur mit einem einzigen Schlüssel aufschließen kann – und dieser ist gerade die Hoffnung. Ich bin mir dessen bewusst, dass ich zu einer Reihe von Sätzen des christlichen Glaubensbekenntnisses ein aufrichtiges „Amen“ nur deshalb sagen kann, weil dieses „Amen“ „ich hoffe darauf“ bedeutet; d.h., ich beziehe mich nicht darauf auf Grund einer vollständigen Erkenntnis und eines kompletten Begreifens, sondern auf Grundlage der Hoffnung. Die Sätze sind für mich kein einsehbares, evidentes Faktum – sondern ein Geheimnis – ein Gegenstand der Hoffnung. Gerade die Hoffnung – und nur sie – scheint mir der Schlüssel zum Tor der großen Geheimnisse des Glaubens zu sein. Sie ermutigt dazu, in diese Wolke des Unaussprechbaren, Unbenennbaren und Unvorstellbaren einzutreten.



Der Text ist ein Auszug aus Tomáš Halík Buch „Nicht ohne Hoffnung. Glaube im post-optimistischen Zeitalter“, das im Herbst 2014 im Verlag Herder erscheint.

Prälat Prof. PhDr. Tomáš Halík ThD, geboren 1948 in Prag. Studium der Soziologie, Philosophie und Psychologie an der Karlsuniversität in Prag. 1978 in Erfurt heimlich zum Priester geweiht. Geheimes Theologiestudium in Prag und nach 1989 postgradual an der Päpstlichen Lateranuniversität in Rom. Er war externer Berater des tschechischen Staatspräsidenten Václav Havel und Gastprofessor in Oxford, Cambridge und Harvard. 1990–93 Generalsekretär der Tschechischen Bischofskonferenz. Seit 1997 Professor für Soziologie an der Karlsuniversität. Im März 2014 erhielt er den Templeton-Preis.



Foto: cp-pictures

Zum Frieden gehen ... zufrieden gehen

Vor 100 Jahren starb die erste Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner, österreichische Pazifistin und Friedensforscherin. In ihrem bekanntesten Werk „Die Waffen nieder!“ bezeichnet sie den Frieden als naturrechtlich verbürgten Normalzustand, dem der Krieg als eine Folge menschlichen „Irrwahns“ gegenüberstehe.

Dadurch sei das Recht auf Frieden völkerrechtlich einforderbar. Doch wie erreichen bzw. sichern wir Frieden in Zeiten von Krise und Unruhe?

Von Martina Linzer



zweintopf, Rauschen,
Elektrozaunbreitband, 4 km, Pfarrkirche Graz-St. Andrä, 2013. Courtesy zweintopf

Wege vom inneren zum äußeren Frieden – über geographische und kulturelle Grenzen hinweg, mit vielen historischen Berührungspunkten und Verbindungen zwischen den Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen – entstehen zum Beispiel beim Pilgern. Nachbarschaftliche Begegnung und „Versöhnung“ sind die Grundlage für die internationale Verständigung, Friedenssicherung und auch für das individuelle Verständnis der jeweiligen Sprache und kulturellen Unterschiede ganz im Sinne des Mottos der Europäischen Union „Einheit in Vielfalt“. Wenn wir über das Pilgern inneren Frieden und Toleranz in uns selbst herbeiführen können, dann können wir dadurch auch äußeren Frieden und Solidarität in der Welt schaffen. Der Hamburger Pilgerpastor und Krimiautor Bernd Lohse regt mit seinen Gedanken zum Nachdenken an:

Den Frieden, den die Welt gibt, lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. (Joh. 14,27)

Brüchiger „Friede“

Ist die Abwesenheit von Krieg schon Frieden? Ist das, was Russland derzeit erlebt Frieden? Kann man Frieden mit Waffengewalt und Drohkulisse schaffen? Wie brüchig das ist, was wir „Frieden“ nennen, erleben wir in diesen Tagen in der Ukraine so augenfällig. Und ernüchtert stellen wir fest, wieviel Frieden wir uns eingebildet haben in Europa. Manchmal sieht etwas wie Frieden aus, ohne es zu sein ...

Wie das sonntägliche Mittagessen in einer Familie, in der die Krisenthemen nur unter den Tisch gekehrt, aber eben nicht gelöst worden sind.

Der Friede, den die Welt gibt, ist etwas anderes als die himmlische Idee vom Frieden. Und natürlich ist ein Zustand der Abwesenheit von Krieg und Gewalt besser als offener, bewaffneter Konflikt. Doch wir sehen es gerade jetzt, wie viel man für „Frieden“ tun muss. Frieden kommt nicht von selbst. Ein fauler Friede kann sehr schnell hinweg gefegt werden von Gewaltexzessen jeglicher Art: jugendkulturell, Fußball-Ultras, Salafisten, Online-Spielkriege, Bandenkriminalität, Mobbing, ...

Wahrer Friede (Shalom)

Neben dem Frieden, den die Welt geben kann, gibt es den Frieden, den die Welt gerade nicht machen kann. Den Politiker nicht aushandeln, Polizei nicht schaffen und die Religionen nicht verordnen können. Dies ist der Friede, der kommen will; ein Friede, der sich von sich aus durchsetzen will in den Herzen und Seelen der Menschen.

Und dieser Friede ist ein Weg der Begegnung. Das einzige, was wir wirklich tun können, ist zu gehen. Loszugehen, uns aufmachen.

Der Shalom Gottes setzt sich in Begegnung durch: er kommt. *Die Friedfertigen werden Gottes Kinder heißen* (Mt. 5,9). Es ist ein Werden, nicht ein Sein. Und dieser Weg des Friedens beginnt in den Herzen und Sinnen von Menschen. Nicht Systeme, Parteien, Länder oder abstrakte Gebilde werden vom Shalom Gottes erfasst, sondern Menschen.

Dieser Shalom zeigt sich in der Fähigkeit, die eigenen Grenzen zu überschreiten, fremde Andere zu lieben, sogar die, die mir Feind sind, meinen eigenen Egoismus zugunsten der Gemeinschaft zurückzustellen und es trotzdem als Gewinn zu erleben. Shalom drückt sich in der Fröhlichkeit des Festes aus, ist aber keine besinnungslose Party, und braucht die Bewusstheit des ganzen Menschen.

Zufriedenheit / Satisfactio

Der Weg des Shalom ist ein Weg zur Zufriedenheit, einer inneren Qualität des Menschseins: ich bin gesättigt mit dem, was ich wirklich brauche und ich habe Abschied genommen von Einbildungen, Lasten und Süchten, die mich Wege in die Unzufriedenheit geführt haben. Aber was brauche ich wirklich und wie finde ich das heraus?

Ich begegne vielen Menschen, die mir berichten, wie sie pilgernd erfahren haben, wie wenig ein Mensch materiell zum Glück braucht und wie reich die Begegnung mit der wundervollen Natur und fremden Anderen macht. Pilgernde erleben Gastfreundschaft, begegnen anderer Lebenskultur und Freundlichkeit. Sie erfahren die verwandelnde Kraft eines intensiven Gesprächs, die Befreiung von den eingeübten Rollen und Konkurrenzen und teilen das Glück der Ankünfte miteinander.

Pilgernde überschreiten Grenzen, innere wie äußere, und stauen über besondere Momente, die sie mit Gott oder dem Himmel in Beziehung setzen.

Pilgernde verwandeln sich, wir sprechen von Transformation und die Gesichter der Pilgernden erzählen oft von Zufriedenheit.

In den Erfahrungen der Pilgernden wächst Europa zusammen und in der eigenen Zufriedenheit liegt die Quelle, aus der auch im Großen so etwas wie Frieden werden kann. Pilger sind Menschen, die unterwegs anders geworden sind. Die Begegnung mit Himmel hat in ihnen Spuren des Shalom hinterlassen.

Die Frucht des Geistes ist Frieden (Gal. 5,22)

Pilgern ist Geistwechsel. Schickt die Menschen auf den Weg, macht sie neugierig und sehnsüchtig darauf. Holt sie heraus aus ihren engen Mustern des Unglücklichseins. Nehmt ihnen die Kalaschnikows aus der Hand und gebt ihnen Pilgerstäbe.

Ostukrainer und Westukrainer, Hutus und Tutsis, Sunniten und Schiiten, Katholiken und Protestanten, Agnostiker und Superfromme – schickt sie auf den Weg über die Grenzen, damit sie sich begegnen und begreifen, dass sie Menschen sind, die ähnliche Sehnsüchte und Enttäuschungen, Hoffnungen und Armut, Trauer und Fähigkeit zur Liebe teilen.

Hilf ihnen, sich selbst zu begreifen, sich bewusst zu werden, selbst bewusst zu werden und dann die anderen als ebensolche Menschen zu sehen. Hilf ihnen, dass sie verstehen, dass sie Geschöpfe Gottes sind, eines Gottes der Vielfalt und Buntheit liebt und der will, dass alles miteinander im Shalom lebt.

Es ist ein anderer Geist, der wachsen muss, bevor im Äußeren Friede werden kann. Und der Weg zu diesem anderen Geist heißt: ihn gehen, also sich aufzumachen, aufzubrechen, losgehen ... Heil entgegen, Shalom.

Pilgern eben.



Foto: Stermitz

Mag.ª Martina Linzer, geboren 1985 in Friesach/Kärnten, Studium der Rechtswissenschaften und der Romanistik in Graz. Seit 2009 Unternehmerin. Projektleiterin „Pilgrimage Europe SI-AT“.



Foto: Neuhold

Pastor Bernd Lohse, geboren 1958, Studium der Evang. Theologie in Hamburg. Seit November 2008 erster Pilgerpastor der Nordelbischen Kirche in der Hauptkirche St. Jacobi in Hamburg. Vielfältige Autorentätigkeit, u.a. Pilgerkrimi „Familienbande“ und Pilgerführer „Der Olavsweg“.

Die katholische Kirche und der Erste Weltkrieg

Der deutsche Theologe und Publizist **Martin Lätzel** hat anlässlich des Gedenkjahrs 2014 sein Werk *Die Katholische Kirche im Ersten Weltkrieg. Zwischen Nationalismus und Friedenswillen* (Verlag Friedrich Pustet) veröffentlicht – im Interview mit **Florian Traussnig** und **Peter Rosegger** spricht er über die Grenzen zwischen nationaler Selbstbehauptung, auch religiöser Kriegsbegeisterung und länderübergreifender christlicher Friedensliebe.



zweintopf, Coming soon ... Sheep Ink, Gewerbepark Marchegg, 2009. Courtesy zweintopf

Das Logo einer fiktiven Firma im 2002 eröffneten, immer noch brach liegenden Gewerbepark Marchegg/NÖ, wurde über den Zeitraum von sieben Wochen von Schafen aus der Wiese gefressen.

Herr Lätzel, in Ihrem Buch zitieren sie neben vielen katholischen Texten, die vor Kriegsbegeisterung und Nationalismus triefen, auch einen Soldaten, der einen verwundeten feindlichen Soldaten versorgt, mit ihm seinen Rosenkranz tauscht und in ihm einen „Glaubensbruder“ erkennt. Warum folgten so wenige Kirchenvertreter und Gläubige im Ersten Weltkrieg diesem Beispiel?

Das muss man auseinanderhalten. Es sind ja durchaus viele Fälle bekannt, in denen gemeinsam Glauben praktiziert wurde. Man denke nur an die Berichte gemeinsamer „Weihnachtsfeiern“ an der Front. Zudem spielte sich das von Ihnen berichtete Beispiel in Frankreich ab. Hier war man von katholischer Seite in Deutschland ohnehin überzeugt, den Glauben in ein vom Laizismus geprägtes Land zu

tragen. Insgesamt aber dachte man jedoch eher national als international. Die Deutschen und ihre Verbündeten, zu denen ja auch Österreich gehörte, fühlten sich im Recht und nahmen für sich eine „Mission“ in Anspruch. Nämlich sich gegen einen übermächtigen Feind zu wehren. Der Krieg wurde von Theologen als „gerechter Krieg“ proklamiert. Damit schuf man die Begründung für die Aggression.



zweintopf. Coming soon ... Sheep Ink
Gewerbepark Marchegg, 2009.

War die kriegsbegeisterte Katholische Kirche Deutschlands ein Sonderfall oder gibt es hier Parallelen zu anderen Ländern?

Nein, das war überall gleich. In Österreich nicht anders. Wie gesagt, man glaubte an eine gerechte Sache und so ging man in den Kampf. Die Motive waren unterschiedlich. Teilweise wollte man – von kirchlicher Warte aus – den Laizismus in Frankreich bekämpfen, den Merkantilismus in England, das Freimaurertum in den USA und die orthodoxen Schismatiker in Russland. Gemeinsam mit Österreich dachte man ein Wiederaufleben des alten Reiches. Die alliierten Länder fanden ihrerseits Begründungen. So gab es zum Beispiel ein Buch katholischer Theologen aus Frankreich, die Deutschland kritisieren, unter anderem sah man hier natürlich den Hort des Protestantismus.

Die Feldgeistlichen, die eigentlich für die geistige Betreuung der Soldaten zuständig waren, fassten ihren *Seel-Sorge*-Auftrag stark als *Kriegs-Sorge* im Sinne des

deutschen Kaiserreichs auf. Waren sie nur Gefangene des vorherrschenden Zeitgeists oder hätten sie stärker an der übernationalen Friedensbotschaft der Kirche festhalten können – bzw. sogar *müssen*?

Vermutlich konnten sie das gar nicht. Sie waren eingebunden in die militärische Struktur, überdies Kinder ihrer Zeit. So sahen sie, wie ihre Oberhirten, den Krieg als gerechtfertigt an. Auf deutscher Seite gab es die sogenannten Feldpropste, heute würde man sie Militärbischöfe nennen, die sich ebenfalls eindeutig auf die Seite des Staates stellten. Der Feldpropst der bayerischen Armee, Kardinal von Faulhaber, erwog sogar, selber in den Kampf zu ziehen.

In einer Predigtvorlage von 1915 steht zu lesen: „Auch ihr [Kinder] seid schuld, daß der große Krieg gekommen ist und so viele unschuldig sterben müssen.“ Kaum ein Vierteljahrhundert nach der „Urkatastrophe“ des Ersten Weltkriegs zogen viele der hier angesprochenen Kinder für das NS-Regime in den Zweiten Weltkrieg. Welche

Mitverantwortung trägt die Kirche an der Traumatisierung und Brutalisierung einer ganzen Generation deutscher und österreichischer Männer?

Das ist eine schwierige Frage. Mit dem Ersten Weltkrieg ging eine gewisse Weltordnung unter. In Österreich war das vermutlich noch viel dramatischer als in Deutschland. Deutschland verlor einige Gebiete, verlor die Aristokratie – der hier vermutlich niemand wirklich nachweinte, auch wenn es lange noch stramme Monarchisten gab, gerade auch unter den Kirchenmännern -, hatte aber in den Jahren danach massiv mit den Folgen des Versailler Vertrages zu kämpfen. Für Österreich ging gewissermaßen eine Welt unter, nämlich der alte Habsburger-Vielvölkerstaat. Joseph Roth beschreibt diesen Untergang sehr eindrücklich in seinem Roman „Radetzkymarsch“. Vielleicht war es dieser Verlust von „Größe“ in Deutschland und in Österreich, der empfänglich machte für Verführer, die wieder „alte Größe“ versprachen und ja, auch mit einer

Art Wiederherstellung des „alten Reiches“, das dann zu einem „Großdeutschland“ mit seiner Schreckensherrschaft mutierte. Gab es eine Mitverantwortung der Kirche? Ich glaube nicht. Zwar hat man mitgespielt im Ersten Weltkrieg, man war aber nicht der Antreiber. Beide Kirchen haben gelernt und haben sich im Zweiten Weltkrieg teilweise herausgehalten. Zumindest war die Haltung der Kirchen in Österreich und Deutschland zum NS-Regime nicht so homogen, wie sie dies 25 Jahre zuvor war.

Welche Rolle haben eigentlich deutsche Katholikinnen im Spannungsfeld von Hurratriotismus und Friedenssehnsucht gespielt?

Die standen klar auf der Seite des Patriotismus. Elisabeth Gnauck-Kühne, Konvertitin und eine Vorkämpferin der Frauenbildung und der Frauenrechte, beschreibt in der kriegsbegeisterten katholischen Zeitschrift Hochland die Kriegspflichten der Frau. „Für sie hat Gott das Eisen nicht wachsen lassen, ihr hat er Schwert und Speiß nicht in die Rechte gegeben. Für sie bedeutet Krieg zunächst nur Schrecknis und Herzeleid. Eine schwere Prüfung. Ihrer Naturanlage kommt der Krieg nicht entgegen, im Gegenteil, er läßt sie ihre Ohnmacht empfinden, er bringt ihr ihre Schutzbedürftigkeit zum Bewußtsein. Festgewordene Bande werden zerrissen. Alles das, was christliche Kultur für das weibliche Geschlecht getan, wird in Frage gestellt. Unter ihren Füßen wankt der Boden, den sie fest und hart wähnte, es wanken die Mauern, die der Mann um das schwächere Geschlecht gezogen, und was sie als Mensch und Staatsbürgerin für unverlierbaren Besitz hielt, läuft sie Gefahr entschwinden zu sehen. Wenn Mars die Stunde regiert, schweigen nicht nur die Musen, sondern auch die Gesetze, die Bahnbrecher und Hüter der Sinne.“ Die Sitte einzuhalten aber sei die Aufgabe der Frau in der Heimat. Hier habe sie, so Gnauck-Kühne, gefehlt, je mehr man sich an französische Mode und Denken eingelassen hat. Aufgabe ist nun, einen deutschen Stil zu kreieren und sich des Französischen zu entledigen. Der soll einen neuen Aufbruch bewirken, besonders

für die Frauen in Deutschland. „Möge der Krieg eine Verjüngung der deutschen Frauenwelt bewirken, daß sie das Wagnis der Mutterschaft, die Arbeit der Hausfrau, die Selbstbestätigung der Erzieherin freudig begrüßt.“ Gnauck-Kühne erhofft sich vom Krieg eine Bestärkung der Frauenbewegung. Ihre Aufgabe bestände darin, die Wirtschaft zu unterstützen, sich sozialen Aufgaben und der Erziehung zu widmen. Die Sicht der Kirche korrespondierte hier. Man erhoffte sich eine umfassende moralische Erneuerung.

Papst Benedikt XV. kämpfte im Gegensatz zu den oft stramm nationalistischen katholischen Klerikern und Politikern der kriegsbeteiligten Nationen einen ebenso unermüdlichen wie desparaten Kampf gegen Krieg und Chauvinismus. Wird seine Rolle als „Friedenstreiber“ heute angemessen gewürdigt?

Auf keinen Fall. Dabei steht zum Beispiel bis heute ein Denkmal für ihn in Istanbul, um seine Friedensbemühungen zu würdigen. Reell genommen, ist Benedikt XV. gescheitert. Er wollte den Krieg beenden, das ist ihm nicht gelungen. Seine humanitäre Leistung war enorm. Sein Pazifismus konsequent. Aber eben ohne Erfolg.

Wie haben sich Ihrer Meinung nach die schrecklichen Ereignisse im 20. Jahrhundert in Bezug auf die Haltung der Kirche

zum Engagement für den Frieden, zur Würde der Person und für Zivilcourage besonders in Hinblick auf das II. Vatikanische Konzil ausgewirkt?

Mehrere Dinge dazu. Zum einen glaube ich, dass durch den Zusammenbruch der Monarchien in Deutschland und in Österreich in diesen Ländern auch ein aristokratisches Gefüge der Kirchen zusammengebrochen ist. Das hat einen Aufbruch bewirkt, hin zum Volk Gottes, zur Verantwortung des Laien. Ich glaube, dass deswegen nicht zufällig einige bedeutende Anstöße zur Theologie des Zweiten Vatikanums von deutschen und österreichischen Theologen gekommen sind, nehmen Sie Karl Rahner, nehmen Sie Kardinal König. Der Umschwung zur Staatsform der Republik brachte auch einen Umschwung im Denken. Zum anderen ist man auch im Zweiten Weltkrieg vorsichtiger geworden, war nicht mehr so eindeutig positioniert. Nicht zuletzt begann nach dem Ersten Weltkrieg der Aufbau einer christlichen Friedensbewegung. Eines aber steht meines Erachtens noch aus, das für mich essentiell zu den Lehren aus dem Ersten Weltkrieg gehört. Die Kirche darf sich nie zu eng an den Staat anlehnen, sie muss immer in kritischer Distanz bleiben. Das sei besonders den Kirchen in Deutschland und Österreich, gerade auch im Hinblick ihrer finanziellen Verflechtungen mit dem Staat ins Stammbuch geschrieben.



Martin Lätzel: Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg: Zwischen Nationalismus und Friedenswillen, Verlag Friedrich Pustet



Foto: privat

Dr. Martin Lätzel, geboren 1970 in Essen. Theologiestudium in Bochum. Seit 2013 im Ministerium für Justiz, Kultur und Europa des Landes Schleswig-Holstein für „Kulturelles Erbe, Kirchen und Religionsgemeinschaften, Kulturdialog und Heimatpflege“ besonders verantwortlich. www.martin-laetzel.de

GRENZENios in einem Wiener Grätzel

In ihrem ebenso nachdenklichen wie augenzwinkernden Kurzprosatext *Was ist Grenze und wo?* (1999) lenkt die Autorin Marie Luise Kaltenegger ihren Blick auf die räumlichen und geistigen Trennungslinien zwischen den verschiedenen Ethnien in einem Wiener Grätzel.¹

Von Florian Traussnig

Die EinwohnerInnen dieses nicht näher bezeichneten Stadtteils der österreichischen Bundeshauptstadt üben sich eifrig im *voneinander Abgrenzen*. Dabei überraschen zunächst die Perspektiven und die Handlungen, welche die Autorin ihren Figuren zuschreibt.

Abgesehen von einer unverhohlenen rassistischen österreichischen Hausbesorgerin, die sich an der Präsenz von „Zigeunern“ vom Balkan stößt, sind es in Kalteneggers Text interessanterweise vor allem die ethnischen Minderheiten und eingewanderten Bevölkerungsgruppen selbst, die sich Ressentiment geladen und mit Brettern vor dem Kopf gegenüberstehen. Der Taxifahrer aus Diyarbakır etwa, ein kurdischer Flüchtling und ehemaliger Volksschullehrer, hegt biographisch und ideologisch bedingt Groll gegen die Türken, auch gegen jene, die es nach Wien verschlagen hat und sich in einer ähnlichen Lebenssituation wie er befinden; die Angehörigen der polnischen Minderheit im selben Ortsteil „unterhalten sich nur mit ihren Landsleuten“; und der Schuster aus Samarkand, vermutlich ein Usbeke, spricht nicht mit dem „groben“ Russen, der wie er früher in Samarkand gelebt hat und dem er wegen dieser Gemeinsamkeit sicherlich viel zu erzählen hätte. Die Szenerie entbehrt nicht einer gewissen Ironie: Die bunte Immigrantenschar des Grätzels scheint unter großen Mühen physische und politische Grenzen hinter sich gelassen zu haben, nur um in der Fremde neue, psychische Grenzzäune zu errichten. Obgleich sie als „Ausländer“ in Österreich die beliebteste Zielscheibe rechtsextremer Hetzer darstellen, erledigen die von Kaltenegger erwähnten migrantischen Bewohnerinnen und Bewohner des Grätzels die Arbeit ausländerfeindlicher Agitatoren quasi gleich selbst – sie misstrauen sich, mögen sich nicht, unterstellen dem Anderen Schlechtes.

Doch gegen Ende des Texts bringt einer der Protagonisten mit einer kleinen Freundschaftsgeste und einer lakonischen Frage die mühsam errichteten und über Generationen aufrecht erhaltenen geistigen Grenzmauern gehörig ins Wanken:

„Der Taxifahrer aus Diyarbakır träumt vom Kaukasus, da wollte er immer schon hin. Aber da sind so viele Grenzen, sagt er, da kann man nur hinfahren, wenn man eine Bergziege ist. Der Georgier schenkt ihm eine Melone und sagt, was Grenze ist und wo?“

Grenzübergreifende Menschlichkeit

Nicht zufällig hat die Autorin einen Auszug aus diesem Dialog für den Titel des Texts ausgewählt. Kalteneggers ironisch-kritische Milieustudie wird hier zum lebensbejahenden Humanismuspostulat. Der Georgier, der im Gegensatz zum desperaten kurdischen Taxifahrer und Ex-Lehrer stärker einem proletarischen (zynisch gesprochen: bildungsfernen) Milieu zugehörig zu sein scheint, braucht keine großen Gesten, keine intellektuellen Wortkaskaden, um das verheerende Gemisch aus Vorurteilen, Nationalismus und biographisch oder familiär bedingter Unversöhnlichkeit zwischen den Ländern und Einwanderergruppen ad absurdum zu führen. Er braucht hierzu nicht mehr als eine Portion vordergründiger Ignoranz („Was ist Grenze und wo?“) und eine unspektakuläre, kleine Alltagsgeste (die sich im performativen Akt des Essen Miteinander Teilens manifestiert). Menschlich gesehen ist es aber eine große Geste. Wissenschaftlich ausgedrückt gelang es dem georgischen Melonenverteiler also, den einengenden und starren Grenzbegriff (limitatio, border) durch eine – nach Monika Ehlers – dynamische und offene Grenzauffassung (Frontier, Front) zu ersetzen. Auch wenn Begriffe wie Frontier (ein Beispiel hierfür ist die bewegliche Linie zwischen „Wildnis“ und „Zivilisation“ im amerikanischen Westen des 18. und 19. Jahrhunderts) eine militärische Konnotation besitzen, so stehen sie doch für Grenzen, die sich verschieben, die nicht festgeschrieben, sondern offen für Grenzüberschreitungen und interkulturelle Mobilität sind. Es handelt sich hier um das Raumordnungskonzept einer wilden Bergziege, die nichts weiß von festen Grenzen und unüberwindbaren Grenzziehungen.



**STELL DIR VOR,
ICH, DAS BILD,
ICH ÖFFNE
DIE AUGEN
UND DU
STEHST MIR
GEGENÜBER.**

„Stell dir vor, ich, das Bild, ich öffne die Augen und du stehst mir gegenüber.“

Rémy Zaugg 1998–2000

Auf grauem Hintergrund liest man in weißen fett gedruckten Buchstaben eine Aufforderung, die das ganze Bild ausfüllt. Das normalerweise neutrale Grau wirkt nicht kühl, sondern von der weißen Farbe froh gestimmt.

Rémy Zaugg war ein Schweizer Maler und Konzeptkünstler. Der Beiname „Philosophen-Künstler“, von seinen Artgenossen verliehen, lässt auf eine außerordentliche Fähigkeit, alles grundsätzlich zu überdenken, schließen.

Jenes Werk führt in eine Welt des Anders-Denkens ein, wo die Gedankengrenze von Kunst als „Objekt“ aufgehoben wird und stattdessen ein lebendes Individuum geschaffen ist. Würden Sie ein Lebewesen, das Ihnen direkt in die Augen blickt auf dieselbe Weise und in der gleichen zeitlichen Länge betrachten bzw. analysieren? Nein, oder? Warum eigentlich nicht?

Rollentausch also. Konkret untermalt von der Tatsache, dass weiß für gewöhnlich ja als Hintergrundfarbe dient – wobei ihr von der Mehrheit nicht das Recht verliehen ist, als „echte“ Farbe wahrgenommen zu werden. Hier steht sie im Mittelpunkt und übernimmt die entscheidende Rolle.

Bernadette Prassl, studiert Philosophie und Kunstgeschichte und ist KHG-Heimbewohnerin.

Relative Grenzen

Der lehrreiche Dialog zwischen den beiden Herren zeigt auch, dass Grenzwahrnehmungen auf dem jeweiligen persönlichen Zugang zum Begriff Grenze beruhen: Wer – wie der Taxler aus Diyarbakır – politisch-ideologischen Denkkategorien verhaftet ist und die (Staats-)Grenze als ontologische Größe auffasst, der stellt zwangsläufig das Trennende in den Vordergrund, der kann sich als Mensch in seiner Bewegungsfreiheit nur eingeschränkt fühlen. Wer jedoch – wie der philanthropische Georgier – die Existenz solcher (letztlich immer auf Kontingenz und/oder politischer Willkür beruhenden) Grenzziehungen ungläubig in Frage stellt bzw. mit naiv wirkender Nonchalance „wegezählt“, der kann zumindest die geistigen Bretter vor den Köpfen etwas überwinden und mit einem Bezirksnachbar hin und wieder mal eine Melone teilen. Oder sich ein bisschen wie eine wilde Bergziege fühlen. Ein bisschen.

Das vom kurdischstämmigen Wiener Taxifahrer so bewunderte Huftier, das bei seinen alpinen Streifzügen am persönlichen Sehnsuchtsort des Kurden, dem Kaukasus, nicht auf politische Grenzmarkierungen achten muss, es ist gerade in dieser konfliktreichen Weltgegend utopisches Ideal eines friedlichen, grenzbefreiten Urzustands der Menschheit. Im nicht näher benannten Grätzel in Wien, inmitten von Europa, wo man weniger die physisch-realen, sondern nur die psychisch-imaginären Grenzen einreißen muss, um mit den Nachbarn ins Gespräch zu kommen, ist so eine Utopie im Kleinen möglich. Es sollten mehr Melonen verschenkt werden.

¹ *Kaltenegger, Marie Luise*: „Was ist Grenze und wo?“ Nachrichten aus einem Wiener Grätzel“, in: Manfred Chobot et al. (Hg.), *GRENZEN-los* (= Bawag Edition Literatur, Bd. IV). Wien: 1999, 63–66.



Foto: privat

Dr. phil. Florian Traussnig, geboren 1979 in Klagenfurt. Nach kaufmännischer Lehre und Reifeprüfung im zweiten Bildungsweg von 2003 bis 2009 Lehramtsstudium in Geschichte und Italienisch in Graz. 2013 Promotion über exilösterreichische Beiträge zur US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg. Seit 2011 journalistische Mitarbeit bei *Denken+Glauben* und im Sommersemester 2014 interimistischer Bildungsreferent der KHG Graz.

Literarische Grenzgebiete

Erzählungen gelten als Schlüssel zur grenzenlosen Phantasie. Nicht selten geraten Leseratten, Eltern und LehrerInnen ins Schwärmen, wenn sie erklären, wie wunderbar das geschriebene Wort (im Gegensatz zu anderen Medien) die individuelle Vorstellungskraft beflügelt, überhaupt das Unmögliche möglich macht, vom feuerspuckenden Ungeheuer bis zum utopischen Weltallszenario.

Von Jennifer Brunner

Ein Blick auf die Bestsellerlisten der letzten Jahre verrät, dass jene Geschichten besonders erfolgreich sind, die Fantastisches verarbeiten: In relativ kurzen Abständen überrollen so wahre Hypes um Zauberschüler (*Harry Potter*), liebeshungrige Teenager-Vampire (*Biss*) und kämpferische, dracheneierlegende Schönheiten (*Game of Thrones*) ganze Kontinente. Erstaunlich daran ist, dass diese Erfolgsgeschichten, also das, was tatsächlich gelesen wird, auf dem Schirm der Literaturwissenschaft quasi nicht vorkommen.

Zwar wäre die Behauptung, dass die Skepsis der Wissenschaft proportional zum wirtschaftlichen Erfolg eines Textes steigt, sicher eine Generalisierung, doch zeigt ein Blick in die Lehrpläne, dass man sich zumindest in der universitären Vermittlung vorwiegend auf die großen Namen und Werke stützt (*Kafka*, *Fontane*, *Dürrenmatt*), deren literarischer Wert als unbedenklich und unumstritten gilt. Ein fast spürbarer Hauch der Angst weht durch die Hörsäle, ganz so, als stehe und falle die Qualität des eigenen wissenschaftlichen Anspruchs mit dem untersuchten Objektbereich. Das wirkt umso merkwürdiger, da offenbar und eigentlich ein Bewusstsein über dieses Verhalten in der (eigenen) Wissenschaft besteht: So werden die Studierenden in der Frühvorlesung mahndend darauf hingewiesen, dass die Literaturgeschichtsschreibung ihren Kanon immer wieder neu abstecken muss, was pointiert über Benjamins „Was die Deutschen lasen, während die Klassiker schrieben“ vermittelt wird, um sich am Nachmittag (schon wieder) in der nie enden wollenden Diskussion zu Goethes Wahlverwandtschaften wiederzufinden.

Dilemmata in der Wissenschaft

Dieses Dilemma verweist auf zwei Kernprobleme der Literaturwissenschaft. Das erste teilt sich diese Disziplin mit ihren geisteswissenschaftlichen Brüdern/Schwestern und umfasst alles, was das Abstecken des Untersuchungsgegenstandes und seine Definitionen betrifft. Für die Literaturwissenschaft ist das die Frage „Was ist Literatur?“

(Und damit auch: „Was ist sie nicht?“) Sie stellt sich am Beginn des Studiums ebenso wie nach dessen Abschluss.

Das zweite Problem macht sich spätestens mit dem bereits erwähnten Blick in die Bestsellerlisten und in den aktuellen Kulturbetrieb bemerkbar. So ist es zwar eine Binsenweisheit, dass die Wissensvermittlung an den Universitäten der Realität notwendigerweise immer ein paar Jahre hinterherhinkt, doch drängt sich der Eindruck auf, die Literaturwissenschaft sei ein narzisstisches Wesen, das sich freiwillig in den vielzitierten Elfenbeinturm sperrt. So leid es mir tut, das sagen zu müssen, aber kaum etwas hätte mich so wenig auf die Arbeit im (literarischen) Kulturbetrieb vorbereiten können, wie das Studium der Germanistik. Nicht nur, dass mir nach Abschluss meines Studiums kaum ein/e SchriftstellerIn der aktuellen Short Lists ein Begriff war – wenn, dann aufgrund privater Interessen –, sondern auch was Literatur „da draußen“ sein kann, hat mich überrascht.

Zwar lässt sich ausführlich darüber diskutieren, dass ein Studium eben vorwiegend auf die Arbeit an einer Universität vorbereiten soll, doch beantwortet das nicht die Frage, warum dort bis dato immer noch so wenig Platz für die Populärkultur ist. Wie kann es sein, dass Veranstaltern von Poetry Slams die Türen eingerannt werden und Rap („Sprechgesang“) – eine literarische mit Musik unterlegte Form in der Reim und Rhythmus die wesentlichen Komponenten darstellen – nun schon seit mehr als 30 Jahren auf offene Ohren stößt und dass gleichzeitig Lyrik als unverkäufliches, „schweres“, pathetisches Monster vergangener Jahrhunderte gilt? Wieso hören angehende LehrerInnen nichts davon, dass innerhalb des sozialen Netzwerks Twitter neue Prosa-Formen (etwa Florian Meimbergs „Tiny Tales“) entstehen, wenn Geschichten auf 140 Zeichen begrenzt sind? Außerdem ist es frustrierend, wenn es der gesamte Freundeskreis offenbar nicht wagt, von aktuellen Lektürevorlieben zu schwärmen. Scheinbar fürchten sie das Urteil der strengen Germanistin, wenn sie gebetsmühlenartig wiederholen: „Ja, das ist aber nur so zur Unterhaltung ... Nichts Hochliterarisches oder so ...“



zweintopf, fencing VI,
28 Stück Kuhtrainer, Stromgerät, Kabel, 2011. Courtesy zweintopf
Die von Strom durchflossene Konstruktion nötigt den Betrachter zu einem bestimmten Bewegungsmuster
und bestraft bei Berührung mit einem Stromschlag.

Entgrenzung als Bereicherung

Das ist kein Plädoyer dafür, dass die etablierten Themen unter den Tisch fallen, denn vom Nibelungenlied bis zu Uwe Johnson bereichern sie durchwegs. Doch ist ein Forum wünschenswert, das sich auf wissenschaftlicher Ebene den aktuellsten Strömungen widmet, Grenzen überschreitet und sich öffnet für das, was viele Menschen begeistert. Das ist kein weit entferntes oder gar unerreichbares Ziel, sondern ein Ansatz, der sich durchaus mit bereits bestehenden theoretischen Überlegungen in Einklang bringen lässt. Richtet sich die Definition von Literatur etwa nach dem Rezipienten, müssen Qualitäts- und Werturteile nicht länger zwischen der sogenannten Trivalliteratur und ihrer Betrachtung stehen. Wesentlich scheint hierbei vor allem, dass die Bemühungen eben nicht darin bestehen, sich auf Vergleiche und intertextuelle Bezüge zu stützen, die den neuen Formen ausschließlich aufgrund ihrer Ähnlichkeit zu bekannten Größen ihre Literarizität zusprechen. Es ist verlorene Liebesmüh' wenn Sascha Verlan in seiner Funktion als Herausgeber des ersten Reclam-Bandes „Rap-Texte“ für die Sekundarstufe in der Einleitung von den direkten Verbindungen zwischen den Massiven Tönen und Eichendorffs „Taugenichts“ oder von „Die da?!“ dem Hit der Fanta4 als „Lustspiel-Dialog in drei Akten“ spricht. Es ist nicht

notwendig darüber hinwegzutäuschen, dass Rap-Texte ohne Beats und Poetry Slam-Texte auf Papier oft farblos wirken und so den gängigen Gedichtformen in vielerlei Hinsicht nicht das Wasser reichen können. Vielmehr gilt es, den eigenständigen literarischen Wert neuer Formen herauszuarbeiten, z. B. mit Hilfe der in aller Munde liegenden Interdisziplinarität, die etwa nach der Rolle der neuen Medien für die Literatur fragen könnte oder sprechakttheoretische Konzepte wie Performativität in die Betrachtung einschließen.

Das könnte wahrlich ein Gewinn für die Literaturwissenschaft sein, sie lebensnaher und interessanter machen.

Jennifer Brunner, MA
geboren 1987 in Bruck an der Mur,
Studium der Germanistik, Philosophie und Sprachwissenschaft
an der Karl-Franzens-Universität
Graz. Seit 2012 Redaktionsmitglied
bei Denken+Glauben. Seit Herbst
2013 für die Öffentlichkeitsarbeit
in der Kath. Hochschulgemeinde
Graz verantwortlich. Entdeckt Graz
am liebsten laufend.



Foto ©KK

Grenze, Perspektive und Hoffnung im Bild

Eine Künstlerin der Zwischentöne, der feinen Nuancen und Übergänge, eine Grenzgängerin zwischen den Kulturen. In der Kunst der Japanerin Keiko Sadakane sind Religion, ihr Geheimnis und ihre Hoffnung, von zentraler Bedeutung.

Keiko Sadakane im Gespräch mit Alois Kölbl



Keiko Sadakane in der von ihr gestalteten Kirche in Paldau.
Foto: Kölbl

Alois Kölbl: Unser Heft beschäftigt sich mit „Grenzen“. Wir sitzen hier vor einer äußerst reduzierten Arbeit von dir, die aus zwei Teilen aus unterschiedlichen Materialien besteht. Die Teile sind perfekt aneinandergefügt. Die Grenze wird unsichtbar und ist doch sehr präsent. Eine bewusste Irritation der BetrachterInnen. Du hast die Arbeit „Verkündigung“ betitelt. Warum?

Keiko Sadakane: Für mich hat die Verkündigungserzählung der Begegnung des Erzengels Gabriel mit dem jungen Mädchen Maria etwas sehr Theatralisches. Himmel und Erde begegnen sich. Diesen dramatischen Moment wollte ich darstellen. Die Arbeit besteht aus glänzendem

Metall und aus Holz. Ersteres steht für den Erzengel Gabriel. Das Glänzende strahlt die Macht oder Kraft aus, die der Botschafter Gottes mit sich trägt: eine Art zentrifugale Ausstrahlung. Das Holz hingegen spiegelt die Bescheidenheit der Mutter Gottes wider, sie ist zentripetal nach innen gerichtet; sie ist überrascht, erschrocken und wohl auch ein bisschen ängstlich. Das Material Holz hat an sich keinen Glanz, aber eine Kraft, die sich zur Mitte hin ausrichtet. Über diese beiden Materialien habe ich dann das in Japan sehr bekannte Ichimatsu (市松)-Muster gelegt. Ein Karo oder Schachbrettmuster, mit dem der Stoff der Hosen der Ichimatsu Sanogawa gestaltet war, Schauspieler aus der Zeit des Shogun

Yoshimune Tokugawa in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Es ist ein ganz einfaches, äußerst reduziertes Muster, das auch in Ruhezeiten japanischer Häuser zum Einsatz kommt.

Das ist sehr spannend, weil du aus zwei Bildern eines machst und die Grenze so auf den ersten Blick nicht sichtbar ist.

Dazu ist dieses Weiß notwendig, das an sich keine Mal-, sondern eine Grundierungsfarbe ist. Normalerweise ist Weiß eine sich stark nach außen richtende, reflektierende, glänzende Farbe. Dieses Weiß ist jedoch matt und ich benutze es sehr gerne, um bestimmte Dinge darzustellen – vor allem als Verbindungsfaktor.

In gewisser Weise ist auch die Wunde eine Grenzmarkierung: eine Öffnung zwischen Innen und Außen. Dieses Motiv spielt eine Rolle bei deiner Gestaltung der Glasfenster der Pfarrkirche im oststeirischen Paldau, die in ein paar Tagen geweiht wird. Was ist der Hintergrund deiner Gestaltung?

Es war immer mein Traum Kirchenfenster zu gestalten! Ich habe mich in letzter Zeit immer wieder mit religiöser Ikonographie auseinandergesetzt, obwohl mein künstlerischer Ansatz überhaupt nicht figurativ, sondern minimalistisch ist. Das Motiv der fünf roten Rosen, die für die Wundmale Jesu, die Stigmata stehen, beschäftigt mich schon einige Zeit. Es war eine Fügung, dass die Kirche in Paldau genau fünf Fenster hat, das war der Ausgangspunkt meiner Überlegungen. In jedem Fenster ist zwischen gelben Feldern jeweils ein schmaler rubinroter Streifen. Mein ursprünglicher Entwurf war eigentlich ganz anders, viel barocker, aber die Fenster des bestehenden Baues, die wir nicht verändert haben, führten mich zu diesem geometrischen, sehr reduzierten Entwurf, und ich bin jetzt sehr glücklich damit.

Wir haben uns durch eine Ausstellung kennen gelernt, in der du dich mit dem Rosenkranzgebet auseinandergesetzt hast. Das ist doch sehr ungewöhnlich für eine japanische Künstlerin. Wie kam es dazu?

Ich bin in einem Land Katholikin geworden, in dem nur 0,3% der Bevölkerung katholisch sind. Das hat sich so ergeben, weil meine Eltern mich auf eine sehr angesehene, katholische Schule geschickt haben, wo ich das Christentum kennengelernt habe. Anfangs war das sehr schockierend, ich kannte das alles ja überhaupt nicht. Ich war aber überzeugt davon, dass in den Worten Jesu die Wahrheit liegt, und am Ende der Schulzeit wurde ich getauft. In diesen sechs Jahren wurde das Beten des Rosenkranzes etwas Alltägliches für mich. Für meine Werkserie der „Rosenkranzsonaten“ spielte dann die gleichnamige Komposition des Barockkomponisten Heinrich Ignaz Franz Biber eine große Rolle.

Was sind deine Pläne für die Ausstellung, die du im Herbst im Quartier Leech zeigen wirst?

Mein Ziel ist es mit der Architektur zu arbeiten. Der Raum ist schwierig, aber auch sehr interessant. Ich arbeite viel lieber in solchen Räumen als in einem neutralen „White Cube“. Der Raum hat eine fast sakrale Ausstrahlung und gleichzeitig durch die Staffelung offener Raumeinheiten auch eine spannende Tiefendimension. Genau diese Wirkung bildet den Ausgangspunkt meiner Arbeiten. Mit Perspektive setze ich mich schon länger auseinander. Nun wird es zum expliziten Thema. In der Kirche in Paldau hat das etwa bei der Gestaltung des Altares eine große Rolle gespielt.

Auch diesbezüglich bist du eine Grenzgängerin, denn Perspektive wurde in der europäischen Kunst entwickelt und spielt in Japan gar keine Rolle.

Gerade deshalb! In Japan kennen wir keine Schatten, alles ist flach. Das entspricht unserem Schönheitsideal etwa auch in Bezug auf den weiblichen Körper. Perspektive gibt es zwar, aber es werden andere Instrumente benutzt, beispielsweise goldene Wolken, um Nähe und Entfernung zu vermitteln. Das ist ganz anders als in Europa, wo Perspektive schon lange zum Repertoire künstlerischer Gestaltung gehört.

Vor zehn Jahren haben Johannes Rachenberger und ich eine Ausstellung von Edgar Honetschläger kuratiert, in der er in einem Video in der Florentiner Brancaccikapelle – einer Inkunabel abendländischer Kunst mit perspektivisch perfekt gestaltetem Bildraum – zwei Personen über die Verschiedenheit östlicher und westlicher Kultur diskutieren und letztlich eine kaum überschreitbare Grenze erkennen lässt. Du lebst seit deinem Studium in Köln und Düsseldorf schon seit vielen Jahren in Deutschland. Wie denkst du über die Grenzen zwischen Kulturen?

Natürlich sind Toleranz und Verständnis entscheidend, doch sollten Kulturen nicht verschwimmen oder sich ineinander

auflösen. Eben deswegen ist es auch spannend in zwei Kulturen zu leben, und ich sehe das als ein Geschenk Gottes für mich. Toleranz und Wertschätzung des Fremden sind sehr wichtig, aber mir begegnet in Deutschland auch eine Art übertriebener Toleranz in Form von Gleichmacherei. Ich bin schon der Meinung, dass man das Eigene schützen und bewahren sollte. Das geht ja auch gar nicht anders, Japanisch zum Beispiel ist eben meine Muttersprache, in der ich mich noch immer besser ausdrücken kann als im Deutschen. Erst wenn ich mir das Eigene wirklich bewusst gemacht habe, kann ich auch den Schritt tun, mich für anderes zu öffnen.

Perspektive könnte man im übertragenen Sinn auch verstehen unter dem Gesichtspunkt, eine Perspektive, also Hoffnung zu haben. Das ist unser diözesanes Jahresthema. Haben diese beiden Begriffe für dich etwas miteinander zu tun?

Ja, ganz bestimmt! Vor allem durch meinen christlichen Glauben bin ich von Hoffnung durchdrungen, dieser Glaube bestimmt auch meine künstlerischen Arbeiten, auch wenn ich das nicht immer explizit mache. In jedem Fall wäre es für mich als Künstlerin wunderbar, wenn man diesen Hoffnungsschimmer in meinen Arbeiten spüren würde. Vielleicht nicht auf Anhieb, aber auch das finde ich gut, denn Kunst sollte stets ihr Geheimnis bewahren.



Foto: Kölbl

Keiko Sadakane, geboren 1948 in Tokio/Japan, Studium von Kunst, Kunstgeschichte und Germanistik in Tokio, Köln und Düsseldorf. Stellte 2013 u. a. „Rosenkranz-Sonaten“ und „Small pieces III/2 – Mixed Media“ in der Galerie Eugen Lendl in Graz aus. Sie gestaltete aktuell den Innenraum der Kirche in Paldau.

Freiheiten und Grenzen im Internet

Das Internet ist *das* freie Medium. Zumindest scheint es so. Information abrufen und Informationen bereitstellen. Und dies mit allen Freiheiten und über alle Grenzen hinweg. Doch stimmt das wirklich? Ich wollte mehr darüber wissen und surfte dazu ein wenig durch das Internet.

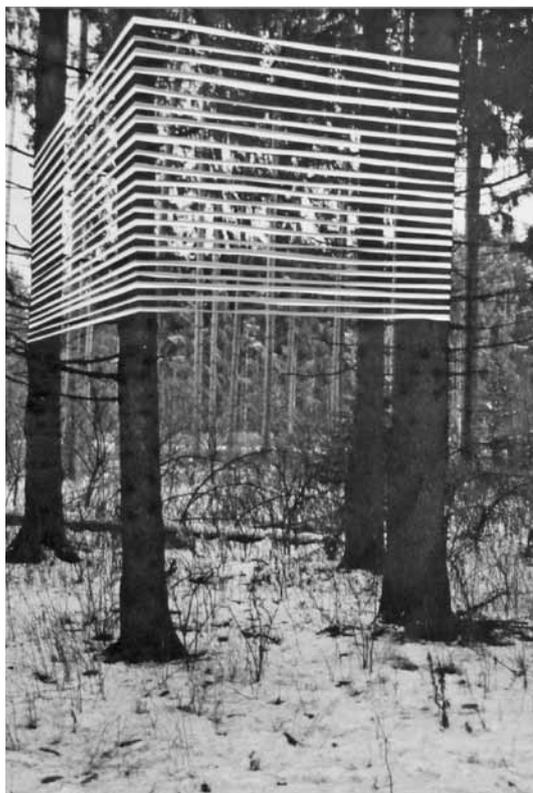
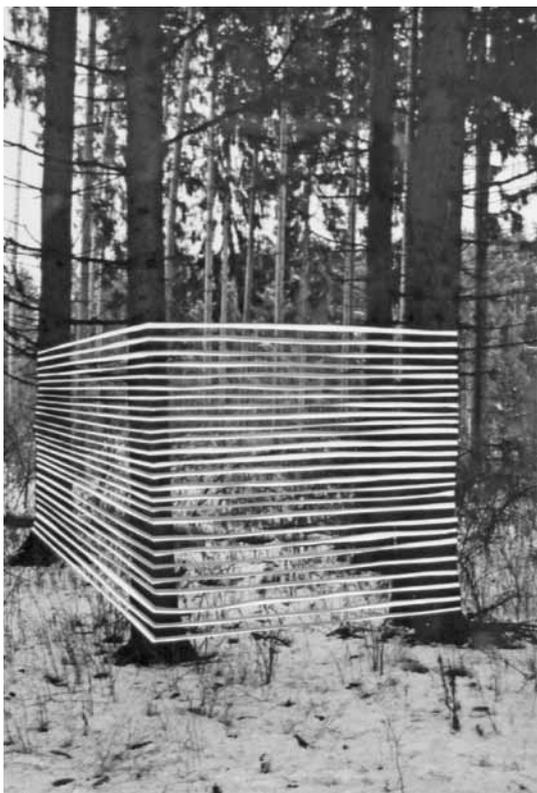
Von David Schellander

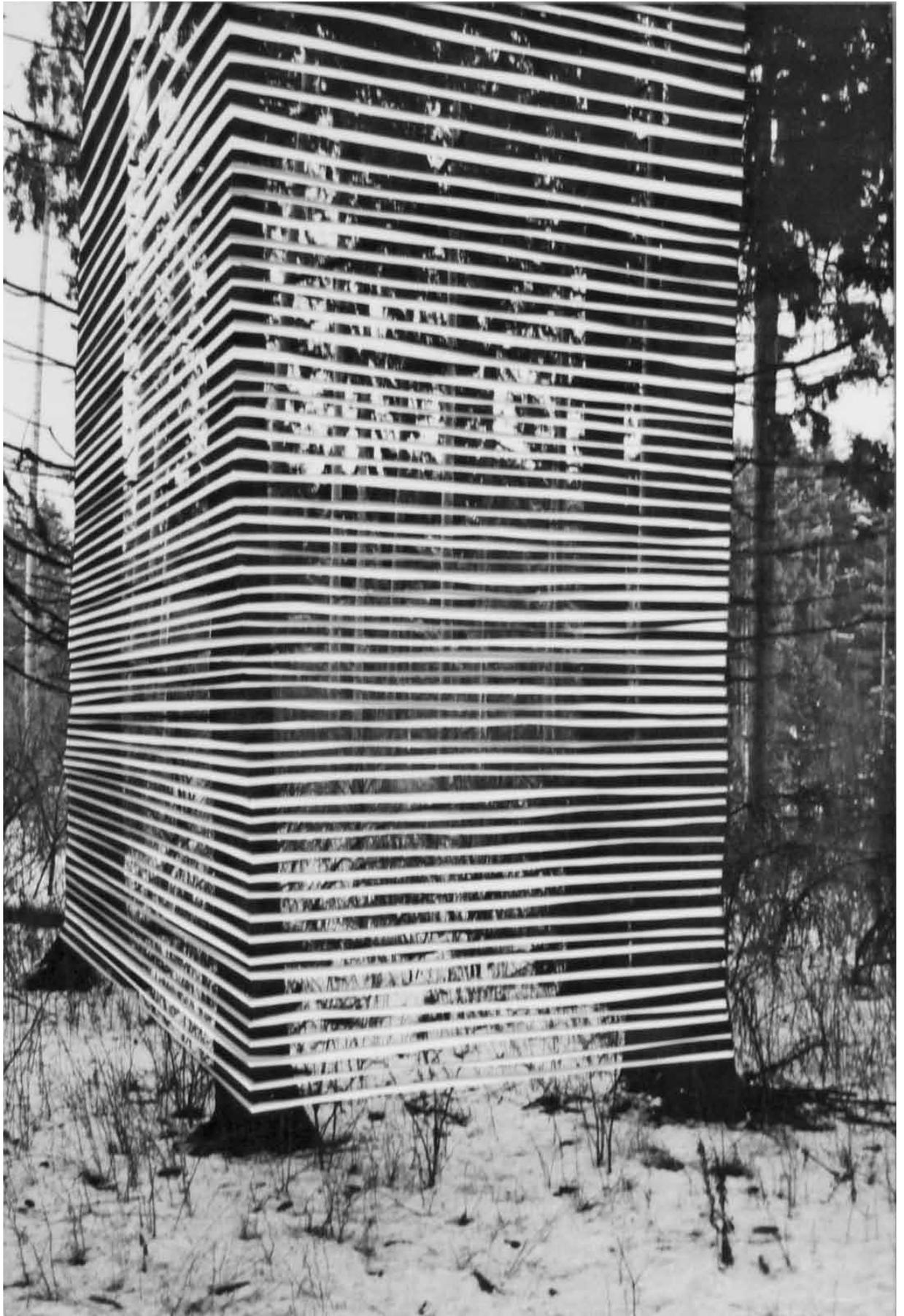
Die Welt ist aufgeteilt in Staaten und diese schützen in den meisten Fällen ihre Grenzen. Einreisende und Ausreisende werden protokolliert und dasselbe gilt für Güter. Daran bin ich gewöhnt, es ist nichts Außergewöhnliches bei einem Grenzübertritt meine persönlichen Daten (bis hin zu den Fingerabdrücken) mittels Reisepass bekannt zu geben. Doch meine Recherchen ergaben, dass das im Internet ganz anders ist. Hier glaubt ein Großteil, anonym zu sein. Diese Anonymität ist gewünscht und ein Grundgedanke des freien Internets. In unseren Breiten würde eine Kontrolle und Eingrenzung der Daten (wieder) einen Aufschrei der Internetnutzer hervorrufen, denn damit

wäre ihrer Ansicht nach der Gedanke des Internet als freie weltweite Kommunikationsplattform zerstört.

„Das Internet ist ein Forum und eine Arena der menschlichen Emanzipation. Es stellt einen Katalysator für die Menschenrechte dar und eröffnet durch den Zugang zu Information und vereinfachter Kommunikation wertvolle Perspektiven der individuellen und gesellschaftlichen Entwicklung. Gleichzeitig dynamisiert das Internet auch Prozesse gesellschaftlichen Wandels.“

schreibt M. C. Kettemann¹ in einem Artikel. Im letzten Satz zeigt sich die große Kraft des Internets und hier ist





zweintopf, Haus I Baumhaus I Hochhaus,
Scherschnitt, 2011. Courtesy zweintopf

auch das Entscheidende verpackt, warum das Internet in manchen Regionen der Welt mittels Kontrollorganen so begrenzt wird. Die Bevölkerung der betreffenden Länder darf nicht die Wahrheit über heiße Themen erfahren. Vor allem in Ländern, die im Kriegszustand sind oder von Diktatoren bzw. kommunistischen Führungen beherrscht werden, ist dieser Zustand eines eingeschränkten Internets vorhanden um deren Macht zu stärken. Kettemann sagt weiter: *„Darauf reagieren autoritäre Staaten mit intensiver Überwachung, Zensur, physischer Gewalt gegen InternetnutzerInnen und sogar mit Internetabschaltung. Reporters without Borders hat Staaten wie Bahrain, Belarus, Burma, China, Kuba, Iran, Nordkorea, Saudi-Arabien, Syrien, Turkmenistan, Usbekistan und Vietnam in ihrem Bericht von 2012 als „Feinde des Internets“ bezeichnet. Doch auch europäische Staaten intensivieren Angriffe auf die Internetfreiheit. Die gute Nachricht dabei: Das Völkerrecht und insbesondere die Menschenrechte setzen staatlichen Angriffen auf die Internetfreiheit klare Grenzen.“* Dies lässt mich hellhörig werden, zeigt es doch auf, dass wenn im Großteil der Industrieländer Völker- und Menschenrecht nicht aktiv gelebt würden, vermutlich auch ich mit großer Sicherheit ein zensuriertes Internet hätte. George Orwells 1984 lässt grüßen.

Begrenzung und Gesetz

Bei meinen Recherchen fand ich heraus, dass ein weiterer großer Punkt in Sachen Internetbegrenzung angeblich dazu dient, die Einhaltung der Gesetze zu sichern. Dies soll insbesondere Kinder schützen und soll garantieren, dass verbotene Inhalte nicht verbreitet werden können, *„indem eine nicht öffentliche schwarze Liste von Internetseiten erstellt wird. Die betroffenen Websites sollen seitens der Zugangsprovider gesperrt werden. Obwohl“ ... oftmals ... „dieses Gesetz mit dem Kinderschutz rechtfertigt“ ... wird ... „vermuten viele KritikerInnen darin eine weitreichende Internetzensur, die sogar Sperrungen ausländischer Seiten zur Folge haben könnte. Solche Internetsperren werden schon lange weltweit zu unterschiedlichen Zwecken eingesetzt. Sie bedeuten eine inhaltliche Zensur sowie eine Verhinderung des Zugangs zu einzelnen Webseiten oder gar eine Totalabschaltung des Internets. Dabei werden diese Netzsperrungen nicht nur durch staatliche Institutionen bzw. auf Grund von staatlichen Verfügungen durchgeführt. Auch private Unternehmen wie beispielsweise Twitter oder Google verwenden diese Technologien, um illegale Angebote im Internet zu unterbinden.“* schreibt E.J Messerschmidt.² Für mich sind diese Art von Internetsperren nur dann legitim, wenn sie dafür genutzt werden, um Informationsanbieter am anderen Ende der Welt zu sperren, wenn diese strafrechtlich relevante Daten anbieten und nicht direkt verfolgbar sind. In diesem Falle muss das jeweilige

Land, um die nationalen Gesetze erfüllen zu können, diese Seiten herausfiltern und zensieren. Hier werden die Landesgrenzen im Internet besonders sichtbar. Doch es zeigt sich, dass einige Staaten (z.B. Russland, China) diese Technologien auch nutzen, um eine Internetzensur im großen Stil durchzuführen um damit z.B. politisch Andersdenkende zum Schweigen zu bringen.

Zensur vs. Freiheit

Vor allem die Zensur in China setzt kritischen Internetusern zu. Da gibt es einerseits die „Große chinesische Firewall“ oder „Goldener Schild“, die ausländische Portale wie Facebook, Twitter oder YouTube und sogar Wikipedia sperren. Andererseits findet ein aktives Durchforsten des Netzes nach unliebsamen Begriffen statt. So wurden heuer kurz vor dem 25. Jahrestag des Tian’anmen-Massakers kritische Internetuser und ausländische Reporter in China ausgeforscht und verhört. Chinas Internetmedien unterliegen strenger Kontrolle und kritische *„Beiträge sind oft schon binnen Minuten gelöscht, was auf eine große Anzahl von Kontrolleuren hinweist.“*³

Grenzen und Freiheiten im Internet sind komplex und ständig im Wandel. Was heute gültig ist, kann morgen schon überholt sein. Freiheiten, die heute normal sind, können morgen schon verschwunden sein. Dennoch kann ich mich sehr glücklich schätzen, in einem Land mit (fast) freiem Internet leben zu dürfen. Damit das so bleibt, müssen meiner Ansicht nach jedoch wir alle auch dafür einstehen und uns aktiv einsetzen, denn wie man gut am Beispiel anderer Länder sehen kann, ist die Freiheit die wir haben, nicht selbstverständlich. Von der kompletten und grenzenlosen Freiheit im Internet kann also keine Rede sein.

¹ Grenzen staatlicher Internetpolitik (Matthias C. Kettemann), <http://publikationen.collaboratory.at/mri/grenzen-staatlicher-internetpolitik/>

² Internetsperren und Menschenrechte (Eva Jana Messerschmidt), <http://publikationen.collaboratory.at/mri/internetsperren-und-menschenrechte/>

³ orf.at: 2.6.2014 Thema: Internetzensur in China



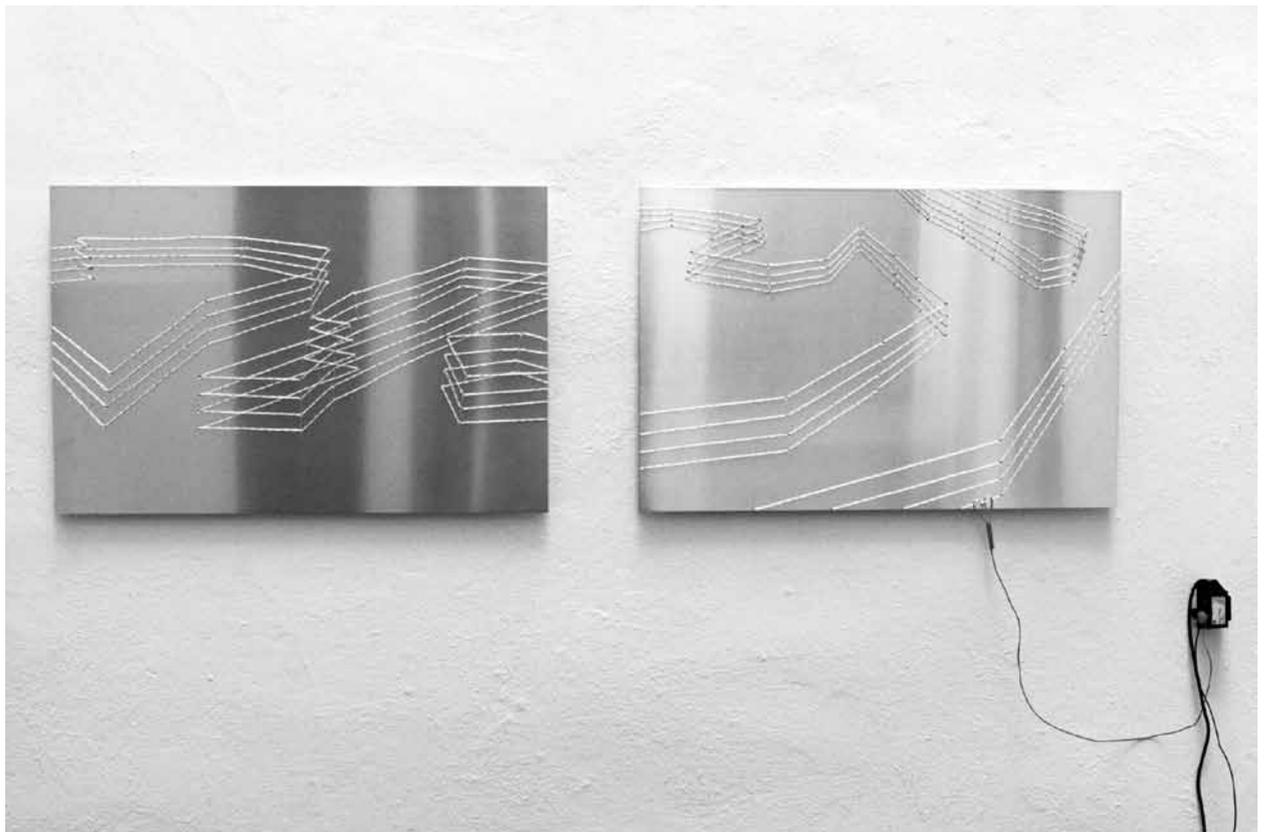
Foto: Schellander

DI Dr.techn. David Schellander, geboren 1983 in Hall in Tirol, aufgewachsen in Wien, Studium der Mechatronik in Linz, Doktorat der Technischen Wissenschaften in Linz, Wohnhaft in Graz, Stellv. Vorsitzender des Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst ehemals. Kath. Akademikerverein, weiters begeisterter Portraitfotograf und Läufer.

VUCA – Grenzen und Herausforderungen im Management

Unsere Welt ist teils von großer Unbeständigkeit und Komplexität geprägt, die sich im betrieblichen Umfeld in geringer Vorausschbarkeit niederschlägt.

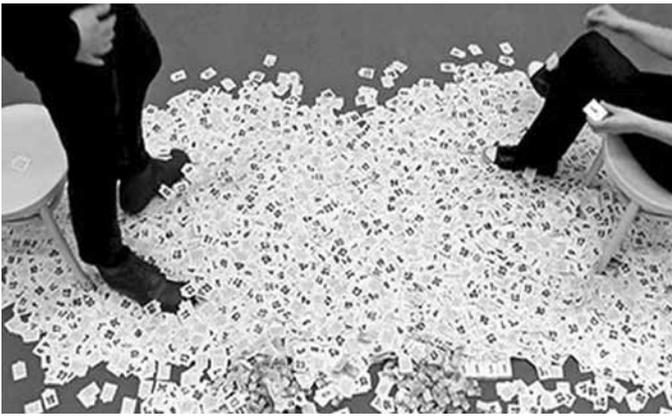
Von Andrea Reisinger-König und Wolfgang Granigg



zweintopf. estate unknown I/II
Elektrozaun auf Aluminium, Weidezaungerät, 2011.

Wir leben in einer schnelllebigen Welt, in der alles möglich erscheint. Obwohl dies zunächst äußerst positiv anmutet, gibt es auch eine Kehrseite dieser Medaille. Unsere Welt ist unübersichtlicher geworden, Anker und traditionelle Strukturen gingen verloren. Wir müssen uns mit einer höheren Komplexität und Dynamik auseinandersetzen.

Im Geschäftsleben hat das zu weniger betriebswirtschaftlicher Planungssicherheit geführt. Gleichzeitig besteht die Notwendigkeit, Entscheidungen vermehrt sehr schnell und mit unvollständiger Information zu treffen. Um dieses Phänomen zu beschreiben, gibt es in der BWL-Literatur den Ausdruck „VUCA“. Ursprünglich aus dem



zweintopf, 78_83,
Video 10h 1min 24sek, 2009. Courtesy zweintopf

Zwei Personen sitzen einander gegenüber und spulen parallel jeweils die durchschnittliche männliche (78) bzw. weibliche (83) Lebenserwartung anhand der genauen Anzahl an Abreißkalendern ab. Die banale alltägliche Geste dehnt sich damit auf den schier unbewältigbaren Zeitraum von über 10 Stunden aus. Gleichzeitig verfliegen Tage im Sekundentakt – einer nach dem anderen.

militärischen Bereich stammend, beschreibt es gut unser gegenwärtiges Umfeld. Dabei ist VUCA ein englisches Akronym für Unbeständigkeit (volatility), Unsicherheit (uncertainty), Komplexität (complexity) und Mehrdeutigkeit (ambiguity).

• **Unbeständigkeit:**

Veränderungen kommen mit höheren Frequenzen. Kaum stabilisiert sich ein System, muss es sich mit der nächsten Veränderung bzw. der nächsten Störung auseinandersetzen. Dies bedeutet auch, dass mehr Entscheidungen schneller getroffen werden müssen – teils ohne genug Zeit für Analyse und Vorbereitung zu haben. Hierarchische Entscheidungen und die klassische Befehlskette sind folglich nicht immer adäquat.

• **Unsicherheit:**

Die höhere Komplexität und Dynamik sowie die folglich geringere Vorhersehbarkeit von Ereignissen bzw. Auswirkungen machen eine langfristige Planung schwieriger. Lösungen, die in der Vergangenheit perfekt funktioniert haben, sind kein „Patentrezept“ mehr für gegenwärtige Herausforderungen. Althergebrachte Lösungen gilt es demnach ständig zu hinterfragen und neue Lösungen innerhalb einer kurzen Zeit und mit einem Bruchteil an Informationen zu finden.

• **Komplexität:**

Auf Organisationen, Menschen, Systeme und Prozesse wirken zahlreiche Einflussfaktoren. Schnelle und flexible Informationstechnologien haben zu ständiger Verfügbarkeit von Personen und zu einer größeren Vernetzung von Systemen, Prozessen und Organisationen geführt. Die Zeit, diese Einflussgrößen genau zu analysieren und vorgenommene Handlungen ausreichend zu reflektieren, ist oftmals nicht gegeben und aufgrund der Vielzahl an Einflussgrößen auch relativ schwierig.

• **Mehrdeutigkeit:**

Ursache und Wirkung sind aufgrund von hochdynamischen Rückkoppelungen und Ansteckungseffekten teilweise nicht immer klar voneinander abgrenzbar. Verschiedene Interpretationen von ein und derselben Situation sind möglich. Oftmals gilt es, widersprüchliche Ziele abzuwägen und Entscheidungen auch bei einer mehrdeutigen Informations- und Datenlage zu treffen.

Reaktion auf die Herausforderungen

Die betriebswirtschaftliche Lehre hat, insbesondere in den USA, teils relativ früh auf die VUCA-Herausforderungen reagiert. In den sechziger

Jahren wurde an der renommierten Sloan School of Management des MIT [Massachusetts Institute of Technology; Anm.] ein sogenanntes „Bier-Spiel“ entwickelt – eine Simulation, die es angehenden Managern ermöglichen sollte, diese beschriebenen Herausforderungen zu erleben und aus den Ergebnissen der Simulation zu lernen. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten wurde das „Bier-Spiel“ von tausenden Menschen auf der ganzen Welt gespielt, wodurch es heute zu einer der bedeutendsten betriebswirtschaftlichen Simulationen zählt.

Ausgangspunkt des Bier-Spiels ist eine vierstufige Logistikkette mit einer Brauerei, einem Regionalverteiler, einem Großhändler und einem Einzelhändler. Diese vier in einer Wertschöpfungskette angeordneten Einheiten sind mit jeweils einem Team der an der Simulation teilnehmenden Personen besetzt. Alle vier Einheiten haben nun das gleiche Ziel zu erfüllen: Sie müssen die Bestellungen an Bier ihres jeweiligen Kunden möglichst gut erfüllen und durch eigene Bestellungen gewährleisten, stets lieferfähig zu sein. Es gibt nun zwei wesentliche Einschränkungen, die es erlauben, Aspekte eines VUCA-Umfeld in diese Simulation zu bringen: Erstens stellen die Bestellungen und die Versendungen der jeweiligen Ware die einzig erlaubte Kommunikation in dieser Simulation dar. Zweitens sind den jeweiligen Einheiten nur die Bestell- und Liefermengen, die sie selbst betreffen, bekannt. Im Spiel entstehen zweierlei Arten von Kosten für die einzelnen Einheiten: Lagerhaltungskosten und die ebenfalls als Kosten ausgedrückte Unzufriedenheit, wenn die Nachfrage einer nachfolgenden Einheit nicht befriedigt werden kann.

Das Spiel läuft nun in mehreren Runden ab und für die Teams in den einzelnen Einheiten gilt es, gegeben der möglichen Kosten, eine Bestellpolitik zu wählen, bei der der Lagerbestand einerseits

möglichst niedrig ist und andererseits das Risiko minimiert wird, die Nachfrage des jeweiligen Kunden nicht befriedigen zu können. Das Spiel startet in einem Gleichgewicht, bevor der Spielleiter durch eine dauerhafte Variation der Endkundennachfrage dieses Gleichgewicht stört.

Resultate für das Management

Die Ergebnisse sind verblüffend: Im Allgemeinen führt bereits dieser einmalige Eingriff über viele Runden zu Chaos und großen Schwankungen im System. Während in vielen Runden von verschiedenen Einheiten überschießende Mengen bestellt werden, treten an anderen Stellen fehlende Lagerbestände auf. Diese Ergebnisse sind robust – das Spiel wurde unzählige Male gespielt und beinahe immer traten diese Entwicklungen auf.

Vergleicht man die vorgestellte Simulation mit den Ausführungen zum VUCA-Umfeld, so erkennt man, dass obwohl zwar mehrere Elemente dieses Umfelds enthalten sind, das Spiel immer noch relativ simpel zu werten ist. Und dennoch: Es wird ein hochdynamisches und chaotisches Verhalten ausgelöst. Unsere Welt ist definitiv um mehrere Potenzen komplexer als diese Simulation, was nur erahnen lässt, welche Dynamik, Unsicherheiten und Rückkoppelungen darin enthalten sind.

Für Manager von heute und morgen gilt es folglich, sich dem VUCA-Umfeld aktiv zu stellen, sich mit der Komplexität und Dynamik der jeweils relevanten Teilsysteme hinreichend auseinanderzusetzen und zu akzeptieren, dass Entscheidungen teils unter großer Unsicherheit und Mehrdeutigkeit schnell getroffen werden müssen. Dies sind die neuen Anforderungen an jeden Manager–„Patentrezept“ gibt es leider keines mehr.

Quellenangaben zum Text erhältlich bei:
rosegger@khg-graz.at

Mag.^a Andrea Reisinger-König,
geboren 1968 in Salzburg, 1993 Spon-
sion an der Wirtschaftsuniversität Wien, seit
1993 im Bereich Human Resources zu-
nächst als Personalberaterin und später bei
Coca-Cola Hellenic tätig, danach Leiterin
„Personal und Organisationsentwicklung“ in
der ASFINAG, seit 2012 Leiterin „Group HR“
der Styria Media Group AG.



Foto: Fischer

DDr. Wolfgang Granigg,
geboren 1981 in Graz, Studien der BWL,
VWL, Wirtschaftspädagogik und Umweltsystemwissenschaften, 2006 Promotion im Fach
Betriebswirtschaft, 2009 Promotion im Fach
Mathematik, Leiter des Bereichs „Corporate
Development“ der Styria Media Group AG,
Lehrbeauftragter im Fach Systemwissen-
schaften an der Universität Graz.



Foto: Kucera

„Das, was uns verbindet, ist viel stärker als das, was uns trennt“

Johannes XXIII.

50 Jahre Ökumenismusdekret *Unitatis redintegratio*.

Von Florian Mittl

Während Dokumente vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil meist die einseitige „Rückkehrökumene“ als einzige mögliche Lösung des Problems der Kirchenspaltung sahen, setzt das Konzil im Geiste des neuen kirchlichen Selbstverständnisses auf die Wiederherstellung der Einheit aller Christen und erkennt die nichtkatholischen Kirchen und Gemeinschaften als eigenständige, vom Geist Christi gewürdigte und gebrauchte „Mittel des Heiles“ (UR 3).

Neue Wertschätzung

Der Begriff *Ökumene* stammt aus dem Griechischen und bezeichnete in der Antike die Gesamtheit des damals bekannten bewohnten Erdkreises. Als Nuntius in den östlichen Ländern und Kenner insbesondere des orientalischen Ritus war es Papst Johannes XXIII. ein großes Anliegen, den Ökumenismus mutig aufzugreifen. Auf ihn geht auch die Einladung an Vertreter der verschiedensten Konfessionen zurück, als Beobachter nicht nur passiv am Konzil teilzunehmen, sondern ihre Meinung zu einzelnen Dokumenten auch kund zu tun. Hintergrund aller Bemühungen ist das Gebet Jesu, der darum bittet, dass „alle eins sein“ sollen (Joh 17,21).

Das mit überwältigender Mehrheit (nur 11 Nein-Stimmen) verabschiedete Dekret *Unitatis redintegratio* bedeutet eine Wertschätzung der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunächst außerhalb der katholischen Kirche entstandenen Ökumenischen Bewegung und beendet endgültig die Zeit des einander ausgrenzenden Konfessionalismus. Es entspringt der Erfahrung, dass die Trennung der Christenheit der Glaubwürdigkeit der Botschaft insgesamt schadet – „Eine solche Spaltung widerspricht aber ganz offenbar dem Willen Christi, sie ist ein Ärgernis für die Welt und ein Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen (UR 1)“ –, und lenkt den Blick auf die Gemeinsamkeiten unter den Christgläubigen. Nichtkatholische Kirchen und Gemeinschaften werden nicht länger als bloße „soziologische

Entitäten“ aufgefasst, sondern als authentische und bereichernde Dialogpartner. So heißt es in Artikel 9, dass „aus einem solchen Dialog klarer zutage treten kann, was die wirkliche Situation der katholischen Kirche ist.“

Bekehrung des Herzens

Die Einheit soll Anliegen und Ziel aller Christen sein: „Die Sorge um die Wiederherstellung der Einheit ist Sache der ganzen Kirche, sowohl der Gläubigen wie auch der Hirten, und geht einen jeden an, je nach seiner Fähigkeit, sowohl in seinem täglichen christlichen Leben wie auch bei theologischen und historischen Untersuchungen (UR 5).“ Seele und Motor des Strebens nach Einheit sind die Bereitschaft zur Umkehr sowie das Gebet: „Es gibt keinen echten Ökumenismus ohne innere Bekehrung. [...] In Demut bitten wir also Gott und die getrennten Brüder um Verzeihung, wie auch wir unseren Schuldigern vergeben. [...] Diese Bekehrung des Herzens und die Heiligkeit des Lebens ist in Verbindung mit dem privaten und öffentlichen Gebet für die Einheit der Christen als Seele der ganzen ökumenischen Bewegung anzusehen; sie kann mit Recht geistlicher Ökumenismus genannt werden (UR 7 und 8).“

Artikel 11 spricht von einer „Hierarchie der Wahrheiten innerhalb der katholischen Lehre, je nach der verschiedenen Art ihres Zusammenhangs mit dem Fundament des christlichen Glaubens“. Dadurch wird deutlich gemacht, dass es eine Fülle an Glaubenssätzen gibt, die sich mit der Mitte der Offenbarung beschäftigen, ohne dass jeder Inhalt aufs Vehementeste verteidigt oder angepasst werden muss.

Die Umsetzung der im Dokument aufgemachten Perspektiven hängt stark von gelebten Symbolen und ehrlicher Toleranz ab. Papst Franziskus ist stets um den Dialog bemüht und pflegt bei seinen Kontakten mit anderen Konfessionen und Religionen eine Kultur des gegenseitigen Vertrauens. In seiner Programmschrift *Evangelii gaudium* verkündet er: „Wir müssen uns immer daran erinnern, dass wir Pilger sind und dass wir gemeinsam pilgern. Dafür soll man das



Die „Lange Nacht der Kirchen“ ist eine ökumenische Erfolgsgeschichte. Im Bild Künstler Robin von der Balkan Kru, der an der Fassade der Evangelischen Kreuzkirche in Graz am Brennpunkt Volksgarten ein Christusbild aufgesprayt hat, und Pfarrer Paul Nitsche (r.). Foto: Zora

Herz ohne Ängstlichkeit dem Weggefährten anvertrauen, ohne Misstrauen, und vor allem auf das schauen, was wir suchen: den Frieden im Angesicht des einen Gottes. Sich dem anderen anvertrauen ist etwas ‚Selbstgemachtes‘. Der Friede ist selbstgemacht“ (Nr. 244).

Pflicht, nicht Kür

Für Kardinal Koch, den Präsidenten des *Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen*, ist Ökumene für die katholische Kirche keine Kür, sondern absolute Pflicht. Allerdings sind gerade in unserer pluralen, post-modernen Gesellschaft auch Identität und Profilierung vonnöten und es ist nicht geklärt, inwiefern die zum Ziel erklärte volle Einheit Unterschiede zulässt. Was ist kirchentrennend und was nur Einheit in Vielfalt? Der „Dialog der Liebe“ muss Fundament sein, darf den „Dialog der Wahrheit“ aber nicht ausklammern. Neue Formen des Christentums besonders in den USA, Südamerika und Afrika fordern die etablierten christlichen Kirchen heraus, erfreuen sich regen Zustroms und haben zum Teil beträchtlichen politischen Einfluss. Es wird wichtig sein, ihnen mit einer Stimme zu begegnen.

Große Ereignisse und Initiativen wie die 1965 erfolgte Aufhebung des gegenseitigen Kirchenbannes von 1054, die *Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre* von 1999, der Ökumenische Kirchentag, ökumenische Gottesdienste in vielfältiger Form und zu den verschiedensten

Anlässen, Bibel- und Gebetswochen oder der Grazer Prozess [grazprocess.uni-graz.at; Anm.] machen Mut und sind schon „normal“ geworden, können aber nicht verhehlen, dass es weiterhin Dissens in essentiellen Fragen wie der Ekklesiologie, des Amtes, der gemeinsamen Eucharistie oder der Ethik gibt.

Unitatis redintegratio hat eine neues Kapitel in der Kirchengeschichte eröffnet. Dies ist nicht zuletzt daran zu erkennen, dass dieses Dokument insbesondere von Konzilsgegnern vehement abgelehnt wird. 50 Jahre nach dem Konzil gilt es aber nicht nur, für die Früchte zu danken, sondern auch eine sehr kritische Gewissensforschung im Hinblick auf Unterlassenes durchzuführen und einen gangbaren Weg zwischen Pragmatismus und Integralismus zu finden. Das Lutherjahr 2017 nähert sich rasch und bietet Anlass zu einer noch intensiveren gegenseitigen Annäherung.



Dr. Florian Mittl, geboren 1981 in Graz. Lehramtsstudium Katholische Theologie und Romanistik in Graz und an der *Sorbonne Nouvelle* in Paris. Josef Krainer-Förderungspreis 2013. Religions- und Französischlehrer, Mitarbeiter am Institut für Fundamentalthologie in Graz, Referent für Erwachsenenbildung.

Foto: KK

Zur Reise von Papst Franziskus ins HI. Land

Papst Franziskus gelang bei seiner Nahost-Reise Ende Mai eine schwierige Gratwanderung: Er bekundete glaubhaft Solidarität mit beiden Konfliktparteien.

Von Wolfgang Sotill



Auf Einladung von Papst Franziskus kamen Israels Staatschef Schimon Peres, der Ökumenische Patriarch Bartholomaios I. und Palästinenserpräsident Mahmoud Abbas im Juni 2014 zu einem Friedensgebet in den Vatikan. (linkes Bild)
Papst Franziskus besuchte im Mai 2014 die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem und betete in der *Halle der Erinnerung* (rechtes Bild)
Fotos: KNA

Solidarität ist ein zentrales Gebot unseres christlichen Glaubens. Jesus von Nazareth lebt sie uns vor und fordert sie zugleich von seinen Nachfolgern ein. Christlich leben heißt unter anderem, sich der Armen und Schwachen in der Gesellschaft anzunehmen und deren Not zu lindern. Christinnen und Christen sind in nahezu allen Teilen der Welt auf unterschiedlichste Weise aktiv, um gegen Unrecht, Krieg und Gewalt einzutreten. Es ist relativ einfach, solidarisch zu sein, wenn es eine klar definierte Opfergruppe, wie etwa im Fall von Naturkatastrophen, gibt.

Wenn die Interessen zweier oder mehrerer Konfliktpartner gegeneinander stehen, wie etwa im Konflikt zwischen Israel und Palästina, gestaltet sich die Frage nach Solidarität schwieriger. Wer ist Opfer, wer Täter? Wem soll unser Mitgefühl gelten? Wer soll geächtet werden?

Vordergründig scheint die Antwort im Nahost-Konflikt einfach. Die Palästinenser sind in nahezu allen Konfliktbereichen unterlegen und benachteiligt. Aber: Während der ersten Intifada, dem Aufstand gegen die israelische Besatzungsmacht von 1987, wurde vielen Arabern bald klar: Auf den Straßen der arabischen Dörfer und Städte kann man den Sieg über die Israelis nicht davontragen, wohl aber kann man dort den Kampf um die weltweite Sympathie gewinnen. Ganz nach dem Motto „Wer die Weltöffentlichkeit für sich gewinnt, gewinnt den Nahost-Konflikt“ begann eine mediale Inszenierung. Je jünger die Opfer, desto stärker das Mitleid in der westlichen Welt. Deshalb wurden Kleinkinder bei militärischen Konflikten in die ersten Reihen gestellt. Hunderte Kinder und Jugendliche wurden für Propagandazwecke geopfert und medienwirksam

zu Grabe getragen. Die schrecklichen Bilder gingen um die Welt. Das Gefühl, bei den Palästinensern auf der „richtigen Seite“ zu stehen, wurde bei vielen bestärkt.

Während der Zweiten Intifada, die im Dezember 2000 losbrach, wandte sich das Blatt allerdings. Palästinensische Selbstmordattentäter rissen wahllos Menschen in den Tod. Busse wurden in die Luft gesprengt, Bomben detonierten auf Märkten und belebten Plätzen. Und auch hier galt: Je mehr jüdische Opfer es gab und je jünger sie waren, desto mehr empörte sich die Weltöffentlichkeit. Nun hatten die Israelis die Sympathien auf ihrer Seite.

Jede Entweder-oder-Solidarität macht vergessen, dass beide Seiten Täter und Opfer sind. Jede einseitige Form des Mitgefühls ist, wie auch Viola Raheb, in Wien lebende Palästinenserin, in ihrem Buch „Geboren zu Bethlehem“ schreibt, kurzsichtig: „Es gab immer die sogenannten Palästina-FreundInnen, die sich ausschließlich und einseitig mit Palästina solidarisierten ... In bestimmten Situationen hatte ich das Gefühl, es würde leichter sein, PalästinenserInnen und Israelis zusammen zu bekommen als diese beiden Solidaritätsgruppen.“

Papst Franziskus im Nahen Osten

Als Papst Franziskus Ende Mai für drei kurze Tage in den Nahen Osten reiste, war er mit der Schwierigkeit konfrontiert, sich von keiner Seite vereinnahmen zu lassen. Bereits sein Vorgänger Papst Benedikt XVI. hatte erkennen müssen, dass alles, was der Papst in der Region tut oder auch nicht tut, politisch interpretiert wird. Während Benedikt XVI. versucht hatte, in seinen Reden und Predigten klare Positionen zu beziehen, enthielt sich Franziskus vieler Worte und wählte eine andere Sprache: die der Symbole. Das erste Zeichen setzte Franziskus, als er am Weg zur Geburtskirche in Bethlehem sein Papa-Mobil anhalten ließ, ausstieg und – tief im Gebet versunken – mit seiner Stirn und rechten Hand die acht Meter hohe Betonmauer berührte, die Israelis als Schutzwall, Palästinenser aber als Gefängnismauer betrachten. Jeder, der diese kurze Szene beobachten konnte, verstand: Das ist keine Anklage, sondern eine Klage. Das Gebet des Papstes galt nicht der einen oder der anderen Seite im Konflikt, sondern den Feinden des Friedens auf beiden Seiten. Wütend hatte er tags zuvor auch vor syrischen Flüchtlingen in Jordanien die Waffenhändler, die den Krieg am Leben erhalten und am tausendfachen Tod auch noch verdienen, gegeißelt. Er vermied es, das Regime Assad oder die nicht minder brutale Opposition zu kritisieren.

Von mehreren großen Gesten sollen noch zwei erwähnt werden: Papst Franziskus umarmte seine langjährigen Freunde, den Rabbiner Abraham Skorka und den Imam Omar Abboudan, beide aus Buenos Aires, an der Westmauer in Jerusalem. An diesem politisch wie auch

religiös schwierigen Ort zeigte Franziskus, dass Nähe und Freundschaft auch zu Menschen unterschiedlichen Glaubens möglich sind.

Einer der heikelsten Punkte war zweifelsohne der Besuch der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Was immer das Oberhaupt der katholischen Kirche dort sagt und tut, ist für viele Menschen in Israel zu wenig. Franziskus setzte eine einzigartige Geste. Er verbeugte sich vor sechs Frauen und Männern, die die NS-Diktatur überlebt haben, und küsste ihnen die Hände. Ins Ehrenbuch der Gedenkstätte schrieb er dann auf Spanisch: „Mit Scham über das, was der Mensch, der im Bild und der Ähnlichkeit Gottes nach geschaffen wurde, fähig war zu tun; mit der Scham des Menschen, der sich zum Herrn des Bösen gemacht hat; mit der Scham über das, was der Mensch, der sich für Gott hielt, geopfert hat für sich selbst und für seine Brüder. Nie wieder, nie wieder!“

Und in seiner Rede sagte er „wir“, als er von den Mördern des NS-Regimes sprach. „Wir“, das bedeutet aus dem Munde des argentinischen Papstes, der mit der europäischen Geschichte wohl nicht in Verbindung gebracht werden kann, „wir Christen.“

Gebet für den Frieden

Franziskus setzte auf beiden Seiten des Konflikts Zeichen, die die Qualität in sich tragen, zu Ikonen der religiösen Zeitgeschichte zu werden. Mit Mahmoud Abbas und Shimon Peres lud er zwei Politiker in „sein Haus“, einen Muslim und einen Juden, um gemeinsam für den Frieden zu beten. Ein deutliches Zeichen dafür, dass für Christen eine Sowohl-als-auch-Solidarität möglich ist. Am Pfingstsonntag hat dieses Gespräch im Vatikan stattgefunden – vielleicht ist das Gebet eine Möglichkeit, einen Schritt auf dem Weg zum Frieden voranzukommen, denn die politischen Gespräche sind ja seit Wochen verstummt.



Foto: KK

Mag. Wolfgang Sotill, (im Bild vor dem Papamobil im Hl. Land 2014), geboren 1956 in Bruck/Mur, Theologiestudium in Graz und Jerusalem, 30 Jahre als Redakteur für die Kleine Zeitung tätig, Autor mehrerer Bücher, etwa über die Grazer Synagoge, Landwirt.

Paul VI., die Pillenenzyklika und sein Erbe für die Kirche

Am Ende der im Oktober stattfindenden Bischofssynode zum Thema Familie wird der 1978 verstorbene Papst Paul VI. in Rom seliggesprochen.

Von Bruno Almer



Als erster Papst besuchte Paul VI. 1964 den See Genezareth im Hl. Land. Foto: KNA

Oft verbindet man seinen Namen nur mit der Enzyklika „Humane vitae“ aus dem Jahr 1968, die verkürzt oder spöttisch auch „Pillenenzyklika“ bezeichnet wird und deren Verfasser „Pillenpaul“ genannt wurde. Doch man täte diesem Papst Unrecht, wenn man im Blick auf sein 15-jähriges Pontifikat nur diese eine Enzyklika sehen würde.

Paul VI. wurde im Juni 1963 zum Papst gewählt. Die erste Sitzung des II. Vatikanischen Konzils unter seinem Vorgänger Johannes XXIII. verlief für viele unstrukturiert und unproduktiv. Deshalb hätte man es verstanden, wenn er das Konzil nicht weitergeführt hätte. Doch Paul VI. war mutig genug, bereits kurz nach seiner Wahl zum Papst die Wiederaufnahme des II. Vaticanums anzukündigen. Neben strukturellen und personellen Änderungen hat Paul VI. die Kirche als Leitthema für das Konzil gesehen.

Mit der Kirche als Leitthema des Konzils ging es Paul VI. um den Dialog nach außen wie um den Dialog innerhalb der Kirche. So verwundert es nicht, dass er bereits bei der Verabschiedung des Dekrets über die sozialen Kommunikationsmittel im Dezember 1963 die Approbationsformel änderte und nicht mehr – wie bisher – „unter bloßer Beteiligung des Konzils“ schrieb, sondern „zusammen mit den Bischöfen“. Dieses dialogische Denken innerhalb der Kirche verdichtete sich noch einmal im Jahr 1965, als er zur Beratung und Unterstützung des Papstes eigene Bischofssynoden errichtete.

Paul VI. war der erste Papst, der das Heilige Land bereiste. Er tat dies einige Monate nach der Wiederaufnahme des Konzils, denn um die Kirche erneuern zu können, muss sie sich zuerst ihrer Ursprünge und der Wurzeln ihres Glaubens bewusst sein. In dieser jüdisch-christlichen Verbundenheit änderte er auch die

Karfreitagsfürbitte „für die treulosen Juden“ zu einer Fürbitte „für die Juden“. Nicht zu übersehen ist auch die Erklärung des Konzils über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“. Darin heißt es, dass die Kirche über das Volk des Alten Bundes die Offenbarung empfangen habe. Von einer Bekehrung der Juden ist in diesem Text nichts zu finden.

Ein neues Kapitel in der Kirchengeschichte wurde am 5. Jänner 1964 in Jerusalem mit dem Treffen von Paul VI. mit dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras von Konstantinopel eröffnet. Nach einer mehr als 900-jährigen Trennung umarmten sich die Vertreter der Kirche des Ostens und des Westens und nahmen auf zwei gleich hohen Stühlen Platz. Diese Begegnung fand in der letzten Sitzung des Konzils seinen Widerhall: Am 7. Dezember 1965 wurde der wechselseitige Bann, den die Ost- und die Westkirche im Jahre 1054 ausgesprochen hatten, aufgehoben. Die beiden Kirchen versprachen, das Gespräch zu suchen, die Differenzen zu prüfen und die Einheit anzustreben.

Noch vieles müsste hier genannt werden; zum Beispiel, dass sich Paul VI. zwar noch mit der Tiara krönen ließ, sie aber bald danach zugunsten katholischer Missionsstationen in Afrika verschenkte; dass er sich zur zweiten Sitzungsperiode des Konzils nicht auf dem päpstlichen Tragesessel in den Petersdom hineinragen ließ, sondern zu Fuß ging; dass er eine weitreichende Kurienreform durchführte, weil ihm die Vernetzung von Welt- und Ortskirche wichtig war; und dass er sich selbst als Hirte sah – so war Paul VI. nicht nur der erste Papst, der die römischen Pfarren besuchte, sondern auch der erste Papst überhaupt, der einen Hirtenstab trug, der bis dahin aber nicht nötig war, weil sich die Päpste tragen ließen. Schon diese kleinen Details zeigen ein viel breiteres Bild von Paul VI., der der Kirche ein reiches Erbe als Gabe und Aufgabe hinterlassen hat.



Mag. Bruno Almer, geboren 1988 in Graz, studierte Kath. Fachtheologie an der Karl-Franzens-Universität Graz. Zeremoniär von Bischof Dr. Egon Kapellari und Referent für Liturgie & Sakramente im Bischöfl. Pastoralamt.

Foto: Neuhold

Jenseits von Gut und Böse

Wenn Filme und Spiele Schmerzgrenzen ausloten, liegt es am Publikum, ob das sinnvoll ist.

Von Harald Koberg

Manchmal ist es das nahezu Unerträgliche, das einen überrascht, wenn das Licht ausgeht und der Projektor zu laufen beginnt. In Niels Arden Oplevs „Verblendung“ etwa, als Lisbeth Salander von ihrem Vormund vergewaltigt wird. Freilich sind es auch die expliziten Bilder, die da unter die Haut gehen, aber primär liegt die Widerlichkeit der Szene im Verstehen der Situation. Es ist der perfide Machtmissbrauch eines gesellschaftlich angesehenen Juristen gegenüber einer machtlos Ausgestoßenen, der in den Zusehenden massive Emotionen auslöst, von Verstörung bis zu hochschäumender Wut.

Michael Haneke verzichtet gerne auf explizite Bilder, wohl wissend, dass er in den Köpfen seines Publikums auf diesem Weg noch schlimmere Bilder entstehen lassen kann. Dieses Konzept hat er in „Funny Games“ an die Spitze getrieben; ein Film, mit dem er das Publikum für seinen eigenen Voyeurismus geißelt und an die Grenzen der Erträglichkeit und darüber hinaus führt.

Lisbeth Salander kehrt in „Verblendung“ zu ihrem Peiniger zurück um Rache zu nehmen, hemmungslos und ähnlich widerwärtig wie während ihres eigenen Martyriums. Abstoßend. Und doch kann dieser Racheakt von den Zusehenden als Wohltat empfunden werden, als Moment der Entspannung. Und dieses Gutheißen eines brutalen Gewaltaktes kann wiederum verstören. Haneke hingegen gönnt uns in „Funny Games“ keinen Moment der wie auch immer gearteten Gerechtigkeit. Es lässt den Film völlig unzufriedenstellend als Gewaltorgie stehen, zieht die Täter nicht zur Rechenschaft und zwingt das Publikum, den eigenen Umgang mit Gewaltdarstellungen zu reflektieren.

Als Aiden Pearce sehen sich Spielende des Videospiel-Blockbusters „Watch Dogs“ gleich zu Beginn mit inneren Widerständen konfrontiert. Vor ihnen am Boden wimmert ein junger Mann, der Aidens Nichte getötet hat. Und das Spiel fordert dazu auf, ihn zu erschießen. Andere Optionen scheint es nicht zu geben, also wird wider Willen abgedrückt.



Verblendung, 2009, NFP marketing&distribution.

Die Pistole klickt statt zu schießen. Sie ist nicht geladen. Aiden Pearce wusste das, aber die Spielenden wussten es nicht.

In Situationen wie diesen laufen Unterhaltungsmedien zur Hochform auf. Sie verstören, sie stoßen ab und übertreten Grenzen. Sie entlocken ihrem Publikum Emotionen, die es womöglich noch nicht gekannt hat und rütteln auf, zwingen förmlich zur Reflexion. Sicherlich gilt das nicht für alle Zusehenden. Selbst nach „Funny Games“ wird wohl der eine oder die andere unbeeindruckt den Saal verlassen. „Dann war wohl die Dosis noch nicht hoch genug“, würde Haneke wohl sagen, der in einem Interview zu diesem Film meinte: „Wenn jemand rausgeht, hat er den Film nicht nötig.“

„Funny Games“ sorgte in Cannes für einen ausgewachsenen Skandal. „Verblendung“ wurde kontrovers diskutiert und Gewalt in Videospielen steht für viele ganz oben auf der Liste von Gründen, warum es mit dieser unserer Welt bergab geht. „Funny Games“ ist kein geeigneter Film für jene, die sich von ihm unterhalten fühlen und „Watch Dogs“ ist nicht das richtige Spiel für die, die sich an die beschriebene Szene kaum mehr erinnern. Wer Medien fortwährend aufgrund ihrer Inhalte attackiert, entmündigt deren Publikum. Wo alles Verstörende versteckt wird, verschwindet auch die Chance an der Verstörung zu wachsen. Filme und Spiele haben das Potenzial, gefahrlos moralische Extremsituationen entstehen zu lassen, auf Leinwänden und Bildschirmen, aber in erster Linie in den Köpfen. Das kann überfordern. Aber statt den Schundkampf des frühen zwanzigsten Jahrhunderts fortzusetzen sind die vorhandenen Energien in der Förderung von Medienkompetenz besser investiert.



Foto: KK

Mag. Harald Koberg, geboren 1984 in Graz, studierte Philosophie und Volkskunde und Kulturanthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und arbeitet als Medienpädagoge, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: Schellander

TUDO TEM – ALLES SPIELT

Pünktlich zu Beginn der Fußball-WM in Brasilien stand auch das Quartier Leech ganz im Zeichen des runden Leders. Die Leechgasse wurde gesperrt und zu einem Sportpark mit „Riesenwuzzler“ und Streetsoccerfeld umgewandelt. Im Innenhof sorgte erst die Cover-Band „Pulse“ für Stimmung, zu späterer Stunde „Inganzo“ mit Klängen aus Ruanda.

Im Hinterhof gab es noch dazu drei Minispiele (Torschussmessung, Torschusswand, „Gabeln“) wobei jede Wertung notiert wurde. Unser Stargast Florian Kainz von Sturm Graz trat zum Abschluss des aktiven sportlichen Teiles gegen die beste Wertung an. Das leibliche Wohl aller Teilnehmer und Zuseher kam durch die Kochkünste des Café Global auch nicht zu kurz.

Bevor das Fest jedoch starten konnte wurden noch einige Stoßgebete gen Himmel geschickt um die Regenwolken zu besänftigen – der erste volle Erfolg! Das

Hauptaugenmerk der Zuseher lag am Streetsoccer Turnier wo mit Tricks und schönen Toren nicht geegizt wurde. Als Sieger eines sehr spannenden Bewerbes ging schlussendlich das Team der Katholischen Aktion hervor.

Bei den Minispielen zeigten viele Besucher ihr fußballerisches Können, wo im direkten Vergleich auch Florian Kainz einige Mühe hatte die vorgegebenen Werte zu überbieten. Der Turniersieger sowie die Sieger der Minispiele (Männer- und Frauenwertung) gewannen dank vieler lukrierter Sponsoren Preise wie Thermengutscheine, ein Elektroauto für einen Tag, Karten für die Graz 99ers bzw. Graz Giants oder ein signiertes Sturm Graz Trikot.

Zum Abschluss dieses gelungenen Festes wurde im Innenhof das Eröffnungsspiel Brasilien- Kroatien (3:1) übertragen, was wie das Fest alles zu bieten hatte was das Fußballherz begehrt.

Andreas Prohart

DEEP PLAY – EINE PHILOSOPHIE DES FUSSBALLS

Nicht als Spiel für untere soziale Schichten, sondern als Ausgleich zur Bildung der zukünftigen Herren des *British Empire* – um 1850 entwickelt –, wurde Fußball zur heute beliebtesten Sportart Europas. Gunter Gebauer, Professor der Philosophie an der Freien Universität Berlin, ging mit uns am 5. Juni 2014 in der KHG Graz diesem Phänomen auf den Grund: Fußball – als *deep play* (Clifford Geertz) – ermöglicht den Blick in das Innenleben der Gesellschaft. Eine Gesellschaft, die das Spektakuläre liebt. Weniger das Inszenierte – man denke an Parteitage inklusive im Voraus geplanter Standing Ovationen –, mehr das Zufällige. Dafür sorgt der Ball. Dem Fußball unterliegt die Struktur eines unlösbaren Konflikts: Sieg oder Niederlage. Fußball ist aber noch mehr. Eine Rebellion gegen die Abstraktion der modernen Zivilisation (Stichwort Digitalisierung): „Fußball zeigt unserer hoch entwickelten Zivilisation, wie eine Welt – im Spiel – ohne Hand und Wort funktioniert, die uns nicht die symbolischen Stellvertreter der



Foto: Draschbacher

Dinge, sondern die Erfahrung von ihnen selbst gibt: eine unverstellte Sinnlichkeit, die von den Füßen ausgeht.“ Wem es nun leid tut, Gebauers leidenschaftliche Rede versäumt zu haben, der hat noch einmal Glück: „*Deep Play – Philosophie des Fußballs*“ liegt seit Kurzem als Hörbuch vor (Speaklow Hörbuch-Verlag, Berlin 2014).

Von Thomas Leitner



KHG in Rom

KHG IN ROM

Nicht nur ZDF und ORF interessierten sich für unsere Eindrücke in Rom anlässlich der Heiligsprechung der Päpste Johannes Paul II. und Johannes XXIII. in der Woche nach Ostern, auch wir selbst kehrten mit einer Fülle wunderbarer Erlebnisse nach Hause zurück: Erkundungen in der Ewigen Stadt von der Antike bis ins 21. Jahrhundert, die Erfahrung von Weltkirche anlässlich der Heiligsprechung und nicht zuletzt die gute Gemeinschaft untereinander haben uns reich beschenkt!

Alois Kölbl

STERNWALLFAHRT NACH MELK

Am Christi Himmelfahrts-Tag machte sich eine bunt gemischte Gruppe von Studierenden aus Graz und Leoben zur dreitägigen Wallfahrt nach Melk auf. Eindrücklich war am ersten Tag das Wandern am Ufer der Erlauf entlang, deren tosendes Wasser uns viele Stunden begleitete. Das Rauschen ließ meinen Geist zur Ruhe kommen und war ein guter Einstieg für die folgenden Tage. Im schweigenden Gehen hintereinander konnten wir uns als Gruppe erleben, ohne gleich viele Worte verwenden zu müssen. Und so hatte sich bei der Ankunft auf der

Alm am ersten Abend bereits ein guter Geist entwickelt, der uns das köstliche Essen der Wirtin in einer lustigen und entspannten Atmosphäre genießen ließ.

Nach einem kurzen Morgengebet starteten wir am zweiten Tag im Regen – nicht unbedingt das, was viele als optimales Wanderwetter sehen würden. Für mich war die Erfahrung allerdings sehr



Teils zu Fuß und teils per Rad ging es nach Melk.
Foto: Wenghofer

bereichernd: Wir mussten gehen und es hätte nichts genutzt, sich über das Wetter oder die Kälte zu beschweren. Daher versuchte ich, auch dieser Seite der Natur etwas Positives abzugewinnen und es funktionierte! Nach einiger Zeit gefiel mir der Nebel und Nieselregen, der Geruch des nassen Waldbodens, das Geräusch der Schritte am schlammigen Boden.

Am dritten Tag sangen wir ganz heiter und gelassen „Heute kann es regnen, stürmen

oder schneien“ zu P. Holzknechts Geburtstag. Doch das war gar nicht nötig, da endlich die Sonne schien und wir unser Morgengebet im Freien bei einem herrlichen Panoramablick abhalten konnten. Besonders auf der letzten Etappe wurde deutlich, dass jede/r ganz andere Vorstellungen einer Wallfahrt hat: Die einen singen gerne, andere wiederum suchen das Schweigen oder Gebet, wieder andere unterhalten sich am liebsten mit ihren Weggefährten. Diese unterschiedlichen Erwartungen zu vereinbaren und allen Raum zu geben, ist gar nicht so einfach!

Schließlich erreichten wir das Stift Melk, wo wir uns von den Strapazen der Wanderung erholen konnten und andere Studierende aus verschiedenen Studienorten trafen. Mit ihnen gemeinsam durften wir an einer Nachtführung durch das beeindruckende Gebäude teilnehmen, die uns spannende Einblicke in die Geschichte des Klosters bot. Ich bin wirklich dankbar, dass ich diese Wanderung erleben durfte und so Abstand vom Alltag gewinnen und Kraft für den herausfordernden Endspurt des Studienjahres tanken konnte!

Dagmar Giggleitner

PFINGSTEN IN PRAG

Wir trafen uns – teilweise leicht übernachtig am Freitag nach dem Olympfest im KHG-Heim – um fünf Uhr zwanzig und fuhren mit dem Zug nach Prag. Dort



Foto: KK

angekommen bezogen wir Quartier im Dominikanerkloster. Am Nachmittag ging es dann zu einer kleinen Besichtigungstour in die Altstadt. Wir bewunderten, von Hochschulseelsorger Alois Kölbl sachkundig erklärt, den Pulverturm und die Astronomische Uhr. Abends lernten wir den Architekten Norbert Schmidt kennen, der gerade mit dem Umbau des Klosters beschäftigt ist, in dem wir wohnten. Am Samstag ging es auf die andere Seite der Moldau, die sogenannte Kleinseite mit dem Hradschin und dem Veitsdom. Sonntags sahen wir uns das ehemalige jüdische Viertel an und feierten mit der Prager Hochschulgemeinde die Pfingstmesse in der Kirche Sankt Salvator. An unserem letzten Tag lernten wir die Prager Neustadt kennen, die so neu gar nicht mehr ist, schließlich wurde sie im 14. Jahrhundert gegründet. Am Abend gingen wir noch gemeinsam etwas essen (und trinken) und fuhren am Dienstag wieder fast so übernachtig nach Hause, wie wir gekommen waren.

Agnes Hobiger

„HAST DU SCHON EIN FOTO GEMACHT? ...“

Das war die Frage, die Thomas in den letzten Wochen wohl am häufigsten gestellt hat. Es ging dabei um sein Projekt: Das Stickeralbum der QL-Galerie für welches er die Konterfeis von mehr als 300 Personen, Studierenden und Kollegen benötigte. Dass ein Zivildienere quasi eigenständig ein ganzes Projekt betreut, sagt schon viel über das Vertrauen aus, das wir dem Zivi des Jahres entgegenbringen konnten. Dafür möchten wir danke sagen, ebenso wie für die quadrillionen gehängten Plakate, die Wartung der Adressdatenbanken, den charmanten Bürodienst, für das Auf- und Abbauen bei Veranstaltungen, die Aktualisierung der Webseite, die Betreuung der Schaukästen ...

Thomas ist ein Teil unseres Teams geworden und wir werden ihn sicher schmerzlich vermissen, wenn er uns Ende Juni

verlässt. Umso erfreulicher ist es, dass er sich dazu entschlossen hat, die KHG auch in Zukunft als Teil des Redaktionsteams des Denken+Glauben zu bereichern.



Thomas Draschbacher wird bei der KHG-Heimversammlung von Ruth Madl und Anita Gradwohl vorgestellt.
Foto: Brunner

Also lieber Thomas: Wir hoffen, dass die Zeit in der KHG für dich eine Bereicherung war und wünschen dir auf deinem weiteren Lebensweg alles erdenklich Gute!

Von Jennifer Brunner

COMUNITYSPIRIT – DIE KRAFT DER RITUALE!

Das Afro-Asiatische Institut Graz als Ort der interkulturellen Begegnung und des Dialogs lud heuer im Rahmen des Projekts *ComUnitySpirit – Religionen und Kulturen im Dialog* in der Langen Nacht der Kirchen zu Veranstaltung Die Kraft der Rituale ein. In dieser interreligiösen Begegnung fanden unsere Gäste Gelegenheit, Rituale aus den Weltreligionen zu erleben und mehr über ihren transzendenten Aspekt sowie über ihre kulturelle Einbettung zu erfahren.

Rituale waren zu aller Zeit grundlegend für das Zusammenleben in der Gemeinschaft. Sie verdeutlichen unser Eingebettetsein in eine spirituelle Dimension. Durch das Fehlen von Ritualen in unserer Gesellschaft werden Menschen mit schwierigen

Lebensumständen zunehmend allein gelassen. Die Arbeit mit Ritualen bietet die Chance, mit grundlegenden Herausforderungen der Existenz wieder besser umgehen zu lernen. Dabei geben Rituale neue Impulse und schaffen Gemeinschaft.

Im Zentrum der *Kraft der Rituale* stand der interreligiöse Austausch im Dialog mit ReferentInnen unseres aktiven Netzwerkes der Interreligiösen Konferenz. Der Bogen der Rituale spannte sich von einer hinduistischen Puja über das rituelle Gebet der Muslime, das Shabbat Ritual, einen buddhistischen Altar, den Badi Kalender der Bahá'í, Ikonen der koptisch-orthodoxen Kirche, bis hin zu biografischen Ritualen und einem nächtlichen Wunschritual.

Raga Step verdichteten die besondere Stimmung mit Musik aus Indien, die die Seele berührte und zum Innehalten einlud. Das friedliche Miteinander der Religionen in dieser stimmungsvollen Atmosphäre berührte und bestätigt einmal mehr den Wert solch wertschätzender Begegnungen. Gemeinsam wurde die Lange Nacht der Kirchen so auch zu einer Langen Nacht der Religionen.

Von Nicola Baloch



AAI-Referent Pamir Harvey beim hinduistischen Puja-Ritual.
Foto: Raggam

YOU CAN CELEBRATE IT

Wie jedes Jahr feierte die KHG auch heuer am 1. Mai ihr Kirchweihfest. Nach einem stimmigen Gottesdienst in der Leechkirche, der von Prof. Sepp Spanner und dem Steirischen Kammerensemble musikalisch gestaltet wurde, sollte das Fest am Kirchplatz weitergehen – mit Betonung auf „sollte“, machte doch der Regen einen kleinen Strich durch die Rechnung. Doch viele Festbesucherinnen und Festbesucher erwiesen sich als durchaus wetterfest, weswegen das Fest nach einem Intermezzo im „Ausweichquartier“ John-Ogilvie-Haus wieder nach draußen verlegt werden konnte, wo bis in den Nachmittag hinein viele Begegnungen und Gespräche stattfanden.



Foto: KHG

Am Ende einer solchen Feier heißt es wieder Danke zu sagen – allen Helferinnen und Helfern, die bei den Vorbereitungen und der Durchführung des Festes mitgewirkt haben, der KHJ für die Organisation des Kuchenbuffets sowie dem Cafe d'Art, das heuer erstmals das Fest kulinarisch bereicherte. Sie alle trugen dazu bei, dass dieses Kirchweihfest in gemüthlicher Atmosphäre stattfinden konnte, eine Atmosphäre, die hoffentlich auch am 1. Mai 2015 herrschen wird, dann jedoch wohlmöglich ohne Regen!

Von Toni Tauschmann



Foto: KHG

UKRAINISCHE STUDIERENDE ZU GAST IN GRAZ

Von 27. bis 29. Mai waren Bohdan, Yuliya und Mickhailo, drei Mitglieder der ukrainischen Studierendenorganisation OBNOVA, zu Gast an der KHG Graz. Sie nahmen in diesen Tagen u. a. am Taizégebiet und an einem Gesprächsabend im Priesterseminar teil, besichtigten gemeinsam mit Hochschulseelsorger Alois Kölbl die Grazer Altstadt und verrieten uns bei einem Frühstück auch ihre Gedanken zum Grenzbegriff, der ja das Leitthema dieser Ausgabe von *Denken und Glauben* ist.

Auf die Frage, was der Begriff „Grenze“ vor und nach dem Maidan-Erlebnis für die drei jungen UkrainerInnen bedeutet, antwortete etwa Bohdan, dass (geistige) Grenzen für ihn zunächst etwas Trennendes darstellen, das abgebaut werden sollte („borders of perception are negative“). Die in den letzten Monaten erfolgten politischen Grenzüberschreitungen in der Ukraine hat wiederum Mickhailo kommentiert: laut ihm zielte die Protestbewegung mit dem Zentrum in Kiew zwar zuerst nicht auf einen großen politisch-revolutionären Umbruch, sondern auf einen Führungswechsel der Politik. Doch dann überschritt man als werdende Zivilgesellschaft eine gewisse Grenze, indem man auf einen „bigger change“ hinarbeitete, der, stark von altruistischen Motiven getragen, die Stärkung des demokratischen Gemeinschafts sinns sowie eine Annäherung an Europa zum Ziel hatte und hat.

Auf die Frage, ob politische und nationale Grenzen auch etwas Positives haben können, antwortete das Trio mit einem vorsichtigen: Ja. Bohdan brachte hier die

Metapher des jungen Adlers, der noch wachsen muss um fliegen zu können: die Ukraine brauche noch Zeit um sich nach den politisch-militärischen Verwerfungen zu konsolidieren und um als demokratische Gesellschaft und als Nation zu wachsen. Hier seien Grenzen und Abgrenzungen der Identität, etwa gegen Russland, aber auch gegenüber Europa, sogar notwendig („we have to grow inside“). Yuliya unterstrich an dieser Stelle, dass die Ukraine bei diesem inneren Wachstumsprozess aber auch einen externen „push to grow“ brauche. Diese Unterstützung beim inneren Wachsen und demokratischen Reifen, so die drei Gäste unisono, müsse vor allem aus dem Herzen Europas kommen: egal ob finanziell, ideell oder politisch.

Von Florian Traussnig

AUF NACH BRÜSSEL!

Wie die Europäische Union funktioniert, welche gemeinsame Werte dabei eine Rolle spielen und was Jugendliche und Kirche zur Entfaltung einer europäischen Wertekultur beitragen können – das herauszufinden ist das Ziel des Projekts „Europa auf-WERTEN“.

Die „Junge Kirche der Diözese Graz-Seckau“ und Jugendliche der Erzdiözese Salzburg reisen vom 27. März bis 2. April 2015 mit einer Gruppe junger Erwachsenen zwischen 16 und 35 Jahren mit Erzbischof Dr. Franz Lackner nach Brüssel.

Der Kostenanteil pro Person inkl. Flug und Aufenthalt beträgt 300.- Euro.

Info, Anmeldung:
johann.platzer@graz-seckau.at

Konvent der Elisabethinen

Kloster erleben

Tage der Stille
Einfach leben
Kloster auf Zeit
Zeit zum Nachdenken

Ein Angebot des Konvents für Frauen, die sich eine Auszeit nehmen wollen und einige Tage im Kloster der Elisabethinen erleben möchten.

Kontakt: Sr. Bonaventura Holzmann
0316/7063-6101

DIÖZESE 
GRAZ-SECKAU

Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein. Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN+GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:
Mag. Peter Rosegger

Redaktion:
Jennifer Brunner, MA
Mag. Martin Gsellmann
Mag. Harald Koberg
Mag. Lukas Lienhart
Mag.ª Martina Linzer
Dr. Florian Mittl
Mag.ª Gudrun Pichler
Bernadette Prassl
Mag.ª Helga Rachi
Günter Schuchlautz
Dr. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/32 26 28
<http://www.khg-graz.at>

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter rosegger@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: rosegger@khg-graz.at

Coverfoto:
zweintopf: „Haus“
Elektrozaun-Breitband 10mm,
ca. 1km. Aichdorf, 2010. zweintopf 07-13.
www.zweintopf.net

LITURGISCHER WOCHENPLAN

für die Vorlesungszeit

- SO** 19:30 **Universitätsmesse in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse
SO 11:30 **Messe im Grazer Dom**, Burggasse
SO 11:00 **Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard**, Leonhardplatz
SO 18:15 **Messe in der Stadtpfarrkirche**, Herrengasse
MO – FR 12:00 **„Break4Prayer“**, Hauskapelle, Leechgasse 24/II
MO 8:00 **Messe in der Hauskapelle der Helferinnen**, Leechgasse 34
DI 7:15 **Messe in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse mit anschl. gemeinsamen Frühstück
MI 18:00 **Gottesdienst** laut Aushang **in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse oder **in der Hauskapelle des Priesterseminars**, Bürgergasse 2
DO 7:15 **Messe in der Hauskapelle**, Leechgasse 24/II mit anschl. gemeinsamen Frühstück
FR 7:15 **Messe in der Kapelle des John Ogilvie Hauses**, Zinzendorfsgasse 3

**KLEINE
ZEITUNG**

STEIRER



HELFFEN STEIRERN

WIR GEHÖREN ZUSAMMEN. WIR HALTEN ZUSAMMEN.

Gemeinsam mit Lesern unterstützen wir Landsleute in Not.
Steiermärkische Bank und Sparkassen AG,
Konto: 170001, BLZ: 20815, IBAN: AT962081500000170001,
BIC/SWIFT: STSPAT2GXXX kleinezeitung.at/steirerhelfen

**DANKE FÜR IHRE
UNTERSTÜTZUNG!**

Mit Unterstützung von:
Steiermärkische
SPARKASSE
www.steiermaerkische.at

MEINE KLEINE.

**KLEINE
ZEITUNG**
www.kleinezeitung.at

Caritas



Diakonie

volkshilfe.

SEP 2014

www.khgg-graz.at

DO 25 19:00 **VERNISSAGE KEIKO SADAKANE „PERSPEKTIVE“**
Die Ausstellung ist bis Ende DEZ zu sehen.
QL-Galerie, Leechgasse 24, 8010

DI 30 19:00 **TAIZÉ-GE BET**
Jeden letzten Dienstag im Monat!
Stiegenkirche, Sporgasse 21, 8010

OKT 2014

www.khgg-graz.at

SO 5 17:00 **ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES**
Musikalische Gestaltung: **Musica von GRAZia**. Chorleitung: **Zuzana Roncek**
Predigt: Diözesanbischof
50-jähriges Bestehen des Afro-Asiatischen Institutes
Dom zu Graz, Burggasse, 8010

DI 7 19:30 **INIGO-GRUPPE**
14-tägig: Spirituelle Impulse, Glaubensaustausch und Gebet. Anmeldung erforderlich!
Meditationsraum bei den Helferinnen, Leechgasse 34, 8010

MI 8 19:30 **QL-OPEN SPACE**
Bring deine Ideen ein!
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24, 8010

DO 9 17:30 **INFORMATIONSV ERANSTALTUNG SOZIALPROJEKTE**
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfgasse 3, 8010

DO 16 19:30 **BOSNISCHER FRÜHLING?**
Dr. Valentin Inzko, Hoher Repräsentant für Bosnien und Herzegowina, spricht über Herausforderungen und Perspektiven für das Land. QL-Vortragssaal, Leechgasse 24, 8010

SA 18 9:30 – 18:00 **KHG GOES HOCHSEILGARTEN**
Grenzen ausloten mit Kletter- und Mentaltrainer **Mag. Christian Pietschnig**. Anmeldung erforderlich!
Wiki Adventure Park, Hilmteichstraße 110, 8010

MI 22 19:00 **ESSEN – REDEN – BETEN**
Grazer Schulschwestern, Georgigasse 84, 8020

NOV 2014

www.khgg-graz.at

MI 5 19:30 **DAS LEBEN WAGEN**
Für junge Erwachsene, die ihren Lebensweg suchen
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfgasse 3, 8010

DO 13 19:30 **HOFFNUNG AUF ZUKUNFT**
MMag. Markus Bugnyar, Rektor des Österreichischen Hospizes in Jerusalem, spricht über die gegenwärtige Situation im Heiligen Land
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24, 8010

FR 14 15:00 – 19:00 **WIE EIN FELS IN DER BRANDUNG**
Ein Workshop für Frauen. Leiterin: **Elke Edlinger**. Anmeldung erforderlich!
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfgasse 3, 8010

MI 19 19:30 **EXERZITIEN IM ALLTAG**
Anmeldung erforderlich!
TheoZentrum (Raum der Stille), Johann-Fux-Gasse 31, 8010

DEZ 2014

www.khgg-graz.at

DO 4 19:00 **GRENZEN DER LIEBE?**
mit: **Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz**
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24, 8010

GRENZEN

Es gibt Grenzen, die sind sinnlos – weg damit. Das Problem bei solchen Grenzen sind meist ihre Gralshüter. Aber keine Sorge, das Hüten eines Grals ist kein Bestandteil des zivilen oder des christlichen Kanons. Ein japanisches Sprichwort sagt: „Hebt man den Blick, so sieht man keine Grenzen.“ Das „Quartier Leech“, in dem das Afro-Asiatische Institut heuer seinen 50. Geburtstag feiert, ist ein qualifiziertes und einladendes Forum für die Haltung eines aufrechten Blickes und des Abbaus dieser Grenzen. Ad multos annos!

Es gibt Grenzen, die sind essentiell – sie gilt es zu schützen. An ihnen entscheidet sich die Humanität einer Gesellschaft. An ihnen entscheidet sich auch ein ehrliches und empathisches Christsein, das nicht selbstgenügsam ist. Papst Franziskus hat einmal gesagt: „Man darf Grenzen nicht nach Hause tragen, sondern muss an der Grenze leben und mutig sein.“
That's it.

Peter Rosegger, Chefredakteur